Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 15 (1956)
Heft: 2

Artikel: Über Randgebiete und Sprachgrenzen
Autor: Schmid, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-15511

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über Randgebiete und Sprachgrenzen

Das Studium sprachlicher Randzonen ist in doppelter Hinsicht verlockend: Einerseits bleiben an der Peripherie oft Archaismen bewahrt, die im Innern desselben Sprachgebietes längst erloschen sind; anderseits stehen binnenländische Randzonen über die Sprachgrenze hinweg in Verbindung mit ihrer alloglotten Nachbarschaft und sind dadurch ein besonders dankbares Beobachtungsfeld für Lehnbeziehungen. Herr Professor Arnald Steiger hat uns als Lehrer wie als Forscher immer wieder zum Bewußtsein gebracht, daß die Sprachgrenze auch für den Linguisten nicht das Ende der Welt – seiner Forschungswelt – bedeuten soll. Möge er diese Studie, die ihm zum 60. Geburtstag gewidmet ist, als ein kleines Zeichen des Dankes betrachten.

I. Der Vokativ in den europäischen Sprachen

Zwei Gebiete Europas[1], die Hunderte von Kilometern auseinanderliegen, kennen noch heute eine besondere Kasusform[2] für den Vokativ (siehe Karte 1): im Westen, dem Atlantik zugewendet, der gälische Teil von Irland und Schottland; im Osten und Südosten des Kontinentes jene weiten Landstriche, die sich vom Mittelländischen und Schwarzen Meer bis zur Ostsee hinziehen und in denen fünf verschiedene indogermanische Sprachzweige

---

[1] Es sei gestattet, aus praktischen Gründen den Begriff «Europa» hier insofern einzuengen, als die verschiedenen nichtslavischen Sprachen des östlichen und südöstlichen Rußland unberücksichtigt bleiben.

[2] Es ist hier nicht der Ort, auf die syntaktische Sonderstellung des Vokativs näher einzutreten; in morphologischer Hinsicht, als Flexionsform des Nomens, dürfen wir ihn ohne weiteres den andern Kasus an die Seite stellen.

vertreten sind: das Griechische, das Albanische[1], das Romanische mit dem Rumänischen, das Slavische mit dem Bulgarischen, Serbokroatischen, den westslavischen Sprachen, dem Ukrainischen und Weißrussischen, und endlich das Baltische (Litauisch und Lettisch)[2]. – In allen andern europäischen Sprachen dient heute ausschließlich der Nominativ[3] als Form der Anrede.

Gehen wir rund tausend Jahre in die Vergangenheit zurück, so ändert sich das Bild, nach allem, was wir wissen oder erschließen können, nicht sehr wesentlich. Einzig das Slovenische als westlicher Ausläufer des Südslavischen und das Großrussische (oder nachmalige Großrussische) im Nordosten wären mit Sicherheit noch dem Vokativ-Gebiet zuzurechnen. Gehen wir aber um weitere tausend Jahre rückwärts, so wandelt sich die Lage von Grund

---

[1] Wenigstens figuriert ein Vokativ in den meisten Lehrbüchern des Albanischen. Aber dieser Kasus scheint hier ein recht schattenhaftes Dasein zu führen: in der Regel fällt er mit dem Nominativ zusammen, außer in der bestimmten Deklination, wo er einfach mit dem unbestimmten (artikellosen) Nominativ identisch ist. Daneben gibt es allerdings Mundarten mit richtigem Vokativ: Borgo Erizzo bei Zara (*-e* oder *-o* bei einigen Verwandtschaftsnamen, genau dem Kroatischen nachgebildet! Cf. G. Weigand in *Jber. Inst. Rum. Spr. Leipzig 17/18*, p. 189). Cf. auch unten p. 25, N 3.

[2] Zur notdürftigsten Illustration ein paar wenige Beispiele für Nom. und Vok. Singular: irisch Nom. *eun* / Vok. *éin* (*a éin*) 'Vogel', Nom. *marcach* / Vok. *marcaigh* (*a mharcaigh*) 'Reiter'; neugriech. ἄθρωπος / ἄθρωπε 'Mensch, Mann'; alban. (cf. oben N 1) unbestimmt Nom. = Vok. *shtëpi* 'Haus', *shok* 'Gefährte', «bestimmt» Nom. *shtëpija* / Vok. *shtëpi*, *shoku/shok;* rum. Nom. *domn* / Vok. *Doamne* (Gott), *domnule* 'Herr', *sorĕ/soro* (oder ebenfalls *sorĕ*) 'Schwester'; bulg. *brátă/bráte* 'Bruder', *žená/žéno* 'Frau'; serbokr. *brȁt/brate*, *žèna/žȅno;* tschech. *bratr/bratře*, *žena/ženo;* poln. *brat/bracie*, *żona/żono;* ukr. *brat/bráte*, *žená/ženó;* lit. *brólis/bróli* oder *brolaũ* 'Bruder', *výras/výre* 'Mann'; lett. *brãlis/bràli* 'Bruder', *mãte/màt* oder *màte* 'Mutter'.

[3] Bzw. die kasuslose Einheitsform, welcher unter Umständen (wie dem Vokativ) eine Anruf-Partikel vorangehen kann, z. B. im Portugiesischen sehr häufig *ó* als Einleitung des Zurufs (*ó amigo . . .! ó senhor X . . .!*), aber seltener in der gewöhnlichen Anrede, besonders wenn andere Wörter den Satz einleiten (*Sim, minha senhora. Bons dias, senhor X.*). – Über Vokativreste im Slovenischen und Großrussischen, cf. unten, p. 23.

auf (ganz abgesehen von der damals noch wesentlich andern Sprachenverteilung, die uns hier nicht weiter interessiert). Jene Glieder des Indogermanischen nämlich, die heute keine besondere Vokativform mehr kennen, dürften damals noch ausnahmslos eine solche besessen haben. Für das Lateinische als Vorläufer der heutigen romanischen Sprachen ist dies direkt bezeugt, für das gesamte Keltische (nicht nur den gälischen Zweig des Inselkeltischen) ist es als wahrscheinlich anzunehmen[1], für das Germanische darf es aus dem Vorhandensein des Vokativs im Gotischen des 4. nachchristlichen Jahrhunderts ebenfalls erschlossen werden.

Allerdings war dieser indogermanische Vokativ mit einer erblichen Schwäche behaftet: er besaß von Anfang an nur im Singular, und auch da nur mit Einschränkungen[2], eine eigene Form (ursprünglich die bloße Stammform ohne Flexionszeichen, wie beim Verbum der Imperativ 2. Sing.), während im Plural – und meistens im Dual – ohne weiteres der Nominativ auch als Anredeform gebraucht wurde, abgesehen von gewissen Besonderheiten des Akzents bei vokativischer Verwendung[3]. Es kann daher nicht überraschen, wenn der Nominativ im Laufe der Entwicklung weiter auf das Gebiet des Vokativs übergriff, besonders dort, wo durch eine Neuregulierung der Akzentverhältnisse frühere Betonungsunterschiede zwischen den beiden Kasus dahingefallen waren. So bewahrte bekanntlich das Gotische nur bei den Substantiven, deren Nominativ auf *-s* ausging, das Lateinische lediglich bei den *o*-Stämmen (auf *-us*) eine vom Nominativ verschiedene Vokativform[4]; dann aber bricht der Nominativ auch in dieses letzte Reservat des Vokativs ein[5]. Im Romanischen, mit Aus-

[1] Cf. z. B. DOTTIN, *La langue gauloise*, p. 117s. – Ich hoffe auf die Nachsicht des Lesers, wenn hier, um des Überblicks willen, längst bekannte Einzeltatsachen zusammengestellt werden.

[2] BRUGMANN, *Kurze vergl. Gramm.*, p. 445.

[3] BRUGMANN, *Grundr.* II, p. 211; WACKERNAGEL-DEBRUNNER, *Altind. Gramm.* III, p. 27 und 73; cf. auch unten p. 24s. (Serbisch); über eine Besonderheit des Vokativ Dualis im ältesten Rigveda (= Vok. Sing.) cf. WACKERNAGEL-DEBRUNNER III, p. 53.

[4] Abgesehen von wenigen Resten wie *Iuppiter*, cf. STOLZ-LEUMANN, p. 265s.

[5] Der Zeitpunkt ist (für das Lat.) umstritten, cf. WACKERNAGEL,

nahme des Ostens (Rumänisch), muß sich die völlige Auflösung des Vokativs in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung vollzogen haben, denn seit den ältesten Texten sind nur noch erstarrte Reste nachzuweisen[1]. Ungefähr in derselben Epoche wird das Britannisch-Keltische den Vokativ (wie die Kasusflexion überhaupt) aufgegeben haben. Vielleicht etwas später und nicht überall gleichzeitig, aber ebenfalls noch im Laufe des ersten Jahrtausends scheint die Liquidation im Germanischen erfolgt zu sein, da weder das Westgermanische[2] (sit venia verbo) noch das Nordische Spuren davon bewahren. Im Westgermanischen mag der Abfall des *-s* (*-z*) den Untergang des Vokativs befördert haben[3], aber dieser Lautschwund war keine notwendige Bedingung des morphologischen Vorgangs, hat doch das Nordgermanische weitgehend *-r* (< *-z* < *-s*) als Nominativendung bewahrt und trotzdem den Vokativ durchwegs mit dem Nominativ zusammenfallen lassen[4].

Über einige antike Anredeformen, p. 5. – Da ein Zusammenhang zwischen dem lateinischen und dem rumänischen Vokativ auf *-e* kaum gänzlich zu leugnen ist, muß GRANDGENT, *Introd.* § 87 (wie auch WACKERNAGEL, *loc. cit.*) teilweise berichtigt werden. Zur Herkunft des rumänischen Vokativs cf. außer SANDFELD, *Ling. balk.* 146–148: PUȘCARIU(-KUEN), *Rum.Spr.* 203, und den Artikel von R. WH. TUCKER in *Language 20* (1944), 22ss., mit welchem das letzte Wort auch noch nicht gesprochen sein dürfte.

[1] Auch im frühen Altfranzösischen und Altprovenzalischen, cf. A. BEYER, *ZRPh. 7*, 23ss., bes. 34, 38ss., 44. – Erstarrte Reste bes. bei *PN*, cf. z. B. M. L. WAGNER, *Flessione* (*ID 14*, 107) und *Lingua Sarda* 326.

[2] Cf. F. KLUGE, *IF 6*, 341 (gegen K. D. BÜLBRING, der im Altenglischen Vokativreste festgestellt zu haben glaubte).

[3] Vgl. die Verhältnisse im Gotischen, wo sich der Vokativ nur durch das Fehlen des *-s* vom Nominativ unterscheidet.

[4] Isländisch noch jetzt Nom. [= Vok.] Sing. *gestur* 'Gast', *vetur* 'Winter', *maður* 'Mann', *fótur* 'Fuß' usw.

Auch wo der Vokativ grundsätzlich bewahrt geblieben ist, gilt er heute meist nur mit erheblichen Einschränkungen und besitzt nur in bestimmten Nominalklassen eine eigene Form. Als ausschlaggebend betrachten wir hier aber nicht den mehr oder weniger großen morphologischen Geltungsbereich, sondern die Tatsache (und nur diese kommt auf Karte 1 zur Darstellung), daß die Vokativform überhaupt im lebendigen Sprachgebrauch bestehen bleibt.

Wenn wir auch den Untergang des Vokativs nicht in seinem zeitlichen und geographischen Ablauf genau verfolgen können, so ist doch eines sicher und höchst bemerkenswert: der Auflösungsprozeß hat sich nicht viel anders ausgebreitet, als wir es sonst von Neuerungen innerhalb eines *homogenen* Sprachgebietes gewohnt sind – in der Weise nämlich, daß am Rande eines innovierenden Zentrums isolierte Restzonen stehen bleiben. Dabei sind in unserem Falle nicht nur im innovierenden Mittelgebiet einander fremde[1] Sprachgruppen (etwa das Germanische und Romanische) brüderlich vereint, sondern auch die eine der beiden Randzonen mit bewahrtem Vokativ ist, wie anfangs erwähnt, nach ihrem sprachlichen Aufbau alles andere als einheitlich. So ist die merkwürdige Situation entstanden, daß das Keltische von Wales sich in Gegensatz zum Keltischen Irlands stellt und mit dem Englischen zusammen geht, daß das Slovenische mit dem Deutschen und Romanischen übereinstimmt und sich vom Kroatischen absondert, daß, auf der «Rückseite» der östlichen Randzone, das Großrussische wie die benachbarten, aber gänzlich artfremden finnischen Sprachen ohne Vokativ auskommt, während seine nächsten Verwandten, das Weißrussische und das Ukrainische, weiterhin an diesem Kasus festhalten, usw.

Der Fall des Slovenischen und Großrussischen ist von besonderem Interesse, weil diese beiden Sprachen als bisher letzte nach der innovierenden Seite hinübergewechselt haben und die äußeren Bedingungen, unter denen sich der Übergang vollzog, einigermaßen greifbar sind. In beiden Sprachen sind vereinzelte Reste stehen geblieben, Vokativformen, die noch mehr oder weniger deutlich vokativische Funktion besitzen, aber schon weitgehend zur Formel erstarrt sind[2]. Abgesehen von der Preisgabe des Voka-

---

[1] «fremd», weil die genetische Verwandtschaft ihre effektive, direkte Wirksamkeit seit Jahrtausenden verloren hat und sich höchstens insofern noch etwa auswirken mag, als Ähnlichkeit des Sprachbaus wechselseitigen Einflüssen den Weg ebnen kann.

[2] Russ. *Bóže* 'Gott', *Góspodi* 'Herr (Gott)', beide als Ausruf noch sehr gebräuchlich; dazu die bereits archaistischen *Xríste* und *ótče* 'Vater'. Man beachte, wie sich der Vokativ vor allem in der sakralen Sphäre länger zu halten vermag; vgl. auch lat. *Iuppiter*, it. *Domineddio*. – Im Slovenischen Reste wie *Kriste*, *brate* 'Bruder', *sine*

tivs ist das Russische, wie das Slovenische, durchaus nicht deklinationsfeindlich, bewahren doch beide getreulich die übrigen sechs slavischen Kasus. – Es ist angesichts der jahrhundertelangen kulturellen Ausrichtung Sloveniens nach deutschsprachigen Gebieten wohl nicht vermessen, beim Zurückweichen des slovenischen Vokativs an eine befördernde Einwirkung von seiten des Deutschen zu denken. (In ähnlicher Weise wird man vermuten dürfen, italienischer Einfluß sei mit am Werk gewesen, als der Vokativ in der Griechenenklave Kalabriens aufgegeben wurde[1].) Im Falle des Russischen gewinnt man den Eindruck, der Vokativ sei ihm (das heißt dem großrussischen Zweig) erst mit der Ausbreitung über die ehemals finnischen Gebiete Mittel- und Nordrußlands endgültig abhanden gekommen. Eine bestimmte Richtung der Sprachwissenschaft wird hier mit dem Wort «Substratwirkung» rasch zur Hand sein, und in diesem Fall hat sie vielleicht nicht Unrecht[2].

Neben der Tendenz zum Abbau des Vokativs, wie sie am Rande des konservierenden Gebietes (Sloven., Russ.) oder in Außenposten (Bova-Griechisch) zum Durchbruch gekommen ist, läßt sich in der irischen wie der osteuropäischen Vokativzone eine entgegengesetzte Neigung feststellen, die zu einem Ausbau des Vokativs, zu einer Verbreiterung seiner morphologischen Basis führt. Nicht nur hat das Serbokroatische im Singular und Plural einen Widerhall der altindogermanischen Akzentunterschiede zwischen Nomi-

'Sohn', *fante* 'Knabe'; nach VONDRÁK, *Vergl. Gramm.* 2, 306 sloven. Vokativ «fast nur noch im Volkslied» erhalten (vgl. dazu SOBOLEVSKIJ, *Lekcii po istorii russkogo jazyka*[4], p. 193: umgekehrter Gebrauch des Vokativs statt Nominativ russisch heute ebenfalls nur noch in Volksliedern [Onega, weißrussisch, ukrainisch]).

[1] ROHLFS, *Histor. Gramm. unterit. Gräzität*, p. 206s.

[2] Wie die finnisch-ugrischen haben auch die andern noch lebenden nichtindogermanischen Sprachen Europas (Baskisch, Türkisch) von Haus aus offenbar keine Vokativform besessen. Daß aber der Vokativverlust in einem großen Teil der europäischen Sprachen mit vorindogermanischen Substraten zusammenhängt (wie man vielleicht denken könnte), ist wenig wahrscheinlich, schon weil im westlichen Europa der Vokativ nur einer von mehreren Kasus ist, deren man sich entledigt hat, und in den andern Fällen schwerlich mit Substraten zu operieren ist. Cf. unten p. 26ss.

nativ und Vokativ bewahrt[1], sondern das Rumänische, und am andern Ende Europas das Gälische, gehen über den ur-indogermanischen Ansatz hinaus und können den Vokativ auch im Plural durch eine Endung bezeichnen, die mit der des Nominativs nicht übereinstimmt. Zwar ist die Verwendung dieses Vokativ Pluralis keineswegs konstant: irisch nur in einzelnen Nominalklassen[2], rumänisch weitgehend fakultativ[3] – aber die Bildung einer besondern Vokativform des Plurals ist an sich schon bemerkenswert genug und erinnert – bei aller Verschiedenheit der Situation – an die Feststellungen Jabergs über die «exagération périphérique des caractères morphologiques» (*Aspects géographiques du langage* 95ss.). – Überhaupt wäre es verfehlt zu glauben, der Vokativ werde heute in allen seinen europäischen Rückzugsgebieten nur noch durch eine pietätvolle Grammatikertradition künstlich am Leben erhalten. An seiner Volkstümlichkeit etwa im Rumänischen ist nicht zu zweifeln, haben doch z. B. die Vokative auf *-o* von weiblichen Personennamen (*Eleno! Mario!* usw.) einen leicht vulgären Beigeschmack und werden im gepflegteren städtischen Milieu gerne vermieden. Andere Beispiele, die den familiären Charakter des Vokativs unterstreichen, bei Sandfeld-Olsen, *Syntaxe roumaine* I, p. 77 (§ 65).

Auf weitere Einzelheiten des Vokativgebrauchs einzutreten ist hier nicht nötig; dagegen dürfen gewisse Parallelerscheinungen nicht unerwähnt bleiben: Auch bei andern Nominalkasus, die in Europa einem ähnlichen Auflösungsprozeß unterworfen sind, ist es zur Bildung von «großräumigen» oder «übersprachlichen» In-

---

[1] Z. B. von *žèna* 'Frau': Nom.-Akk. Plur. *žène*, aber Vok. Plur. *žȅne*. Cf. MEILLET-VAILLANT, *Gramm. langue serbo-croate*, p. 54s. Cf. auch oben p. 21, N 3.

[2] Z. B. (neuirisch) von *eun* 'Vogel': Nom. Pl. *éin* / Vok. Pl. *a euna;* von *marcach* 'Reiter': *marcaigh* / *a mharcacha*. Über die Verhältnisse im Schottisch-Gälischen ist es schwieriger, sich Klarheit zu verschaffen, cf. BORGSTRØM, *Dialect of Barra* (*Norsk Tidsskr. for Sprogv. 8*, 165): «Vocative plural is very seldom used; it seems to be like the nominative plural . . . ». Der seltene Vok. Plur. *æru* 'men' (= Dativ) ist offenbar ein Einzelfall.

[3] Nur Dakorumänisch, immerhin heute häufiger als Altrumänisch. – Vgl. zu *domn* 'Herr': Nom. Pl. *domni* / Vok. Pl. *domnilor;* zu

novations- und Reliktzonen gekommen (siehe Karte 2). So kennen heute innerhalb Europas ebenfalls nur noch isolierte (wenn auch beträchtliche) Randzonen einen synthetischen nominalen[1] **Dativ**, der nicht mit dem Akkusativ oder einer kasuslosen Einheitsform zusammenfällt, bzw. nicht bloß durch Voranstellung einer Präposition von ihr unterschieden wird; nämlich im Westen das Baskische, das Gälische und das Isländisch-Färöische, im Osten das Finnische (Allativ), Baltische, Slavische mit Ausnahme des Bulgarischen, daran anschließend ein großer Teil des deutschen Sprachgebietes (besonders die Schriftsprache)[2], und beim Artikel sogar einige rätoromanische Mundarten Graubündens[3]. Für sich steht Südosteuropa, welches Genetiv und Dativ in einer Form zusammenfaßt[4]: Rumänisch, Albanisch[5], Griechisch, auch Ungarisch (*-nak/-nek*)[6].

sorā 'Schwester': *surori/surorilor*. Über die Häufigkeit des Vok. Plur. cf. TUCKER, *Language 20*, 22 (die Endung *-lor* des Vok. Pl. ist übrigens nicht immer auf lat. ILLORUM zurückgeführt worden, siehe SKOK in *Slavia 8*, 610: < türk. *-ler*). – Der Unterschied zwischen Nom. und Vok. Plur. im Albanischen ist wiederum mehr scheinbar (cf. p. 20, N 1), indem der Vok. der «bestimmten» Deklination auch hier bis auf wenige Ausnahmen (Nom. Pl. *shoqt* / Vok. Pl. *shoq* gegenüber unbestimmtem Nom.-Vok. Pl. *shok?* LAMBERTZ, *Alb. Lesebuch* I, 23s.) mit dem unbestimmten Nominativ zusammenfällt.

[1] Das heißt beim Substantiv, Adjektiv oder Artikel. Das Pronomen verhält sich hier viel konservativer.

[2] Natürlich nicht in allen Nominalklassen; aber grundsätzlich (und besonders beim Artikel) wird noch eine besondere nichtperiphrastische Dativform fortgeführt.

[3] Vor allem das Albulatal (cf. *VRom. 12*, 76s.), außerdem aber auch vereinzelt das Surselvische, vgl. in Disentis *tgi ha fatg bubas li poppa?* 'wer hat der Kleinen weh getan?' (*DRG* II, s. v. *bua* I, 1a), im Tavetsch *tgei, scrivas li bi?* 'was, schreibst du dem Liebsten?' (*ibid.* p. 295), *a lis veglias dar* . . . 'und den Alten geben . . .' (p. 480, s. v. *bratsch* 6.).

[4] Welche teils auf dem alten Genetiv (griechisch), teils auf dem Genetiv oder Dativ (rumänisch) beruht.

[5] Aber (nach LIBRANDI, *Gramm. albanese* [Hoepli], p. 16) nicht so im Albanischen Kalabriens?

[6] Auch Bulgarisch Genetiv = Dativ, aber mittels Präposition (*na*) umschrieben. Gelegentlich auch im Griechischen und Rumäni-

Ähnlich oder noch schlimmer ist es um den selbständigen, nicht mit dem Nominativ identischen **Akkusativ**[1] bestellt: Im Westen ist er heute auf das Isländisch-Färöische beschränkt[2]; im Osten besitzt er eine ähnliche Verbreitung wie der Dativ: Finnisch, Baltisch, Slavisch (exkl. Bulgarisch), Ungarisch, Griechisch; dazu kommen, mit erheblichen Einschränkungen[3], der größte Teil der deutschen Mundarten und vor allem die deutsche Schriftsprache, weiter (mit sehr erheblichen Einschränkungen) das Bulgarische und das Albanische[4]. (Ein Kuriosum für sich ist die Unterscheidung zwischen Nominativ- und Akkusativartikel in einem Teil des romanischen Wallis, cf. *RLiR 7*, 29–31.) – Wohl sind auch in diesen Gebieten Nominativ und Akkusativ oft identisch (in einzelnen Nominalklassen, und besonders im Plural), aber grundsätzlich können die beiden Kasus noch durch bestimmte Morpheme unterschieden werden. Im übrigen Europa dagegen ist die Identität, wenn wir von der Pronominalflexion absehen, vollkommen[5]. Und wiederum ist dieser einheitliche Nominativ-Akku-

---

schen umschrieben, aber mit verschiedenen Präpositionen: ἀπό, *de* / 'ς, *la*. Im Nordgriechischen auch bloßer Akkusativ in Dativfunktion, cf. J. Humbert, *Disparition du datif*, p. 197, Thumb-Kalitsunakis, p. 33 oben. – Für sich steht, von den benachbarten Balkansprachen aus gesehen, das Türkische mit seinem eindeutigen Dativsuffix -(*y*)*e*.

[1] Cf. p. 26, N 1. – Wir folgen hier dem landläufigen Brauche, der den Nominativ als das Feststehende betrachtet. Rein formal betrachtet, ist ja oft nicht der Akkusativ, sondern der Nominativ untergegangen. – Zum historischen Ablauf cf. *VRom. 12*, 71–75.

[2] Z. B. neuisländ. mask. Sing. Nom. *hani* / Akk. *hana* 'Hahn', *gestur*/*gest* 'Gast', fem. Sing. *tunga*/*tungu* 'Zunge', mask. Plur. *hanar*/*hana*, *gestir*/*gesti*.

[3] Akkusativ meist nur noch am Artikel und Adjektiv bezeichnet (im mask. Sing.), selten am Substantiv.

[4] Letzteres nur hinsichtlich der bestimmten Deklination, d. h. eigentlich des Artikels. Ganz ähnlich das Türkische: nur beim bestimmten Objekt Akkusativ vom Nominativ unterschieden.

[5] Die absolute Identität kann höchstens nach dem analytischen Verfahren, durch Voranstellung einer Präposition im Akkusativ, wieder aufgehoben werden: vor allem südrom., engad. und rum. bei Bezeichnungen von Lebewesen (span. Nom. *tu hermano* / Akk. *a tu hermano*, rum. *frate-tău* / *pe frate-tău* usw.). – Die Verhältnisse des

sativ ein illegaler Grenzgänger, dem es in letzter Zeit gelungen ist, unter Mißachtung der romanisch-germanischen Sprachgrenze von Frankreich her in die südwestdeutschen Mundarten und ins Niederländische einzudringen[1].

Schließlich ist aber auch der **Genetiv** auf dem besten Wege, ein «Außenseiter» zu werden, da ein Teil der germanischen Sprachen mehr und mehr dazu übergeht, diesen Kasus ebenfalls durch Umschreibungen auszudrücken. Der Endungs-Genetiv ist noch fest im Baskischen, Gälischen, Isländisch-Färöischen, in ganz Osteuropa außer dem Bulgarischen[2], ziemlich fest in der überhaupt so merkwürdig starren deutschen Schriftsprache, stark durch Umschreibungen konkurrenziert dagegen im Englischen und Norwegisch-Dänisch-Schwedischen, auch in den deutschen Mundarten und der deutschen Umgangssprache. In den niederländischen und deutschen Mundarten des Rheingebietes ist er nahezu ausgestorben; ähnlich im norwegischen Landsmål.

Da nun die sogenannten «anschaulichen» Kasus (Instrumental, Lokativ, Ablativ und weitere) heute ohnehin auf das Baskische und den Osten beschränkt sind, gewinnt in Süd- und Westeuropa ein Typus der Nominalflexion immer größere Verbreitung, der durch eine **kasuslose Einheitsform** in jedem Numerus gekennzeichnet ist und bei dem die ehemaligen Kasusbeziehungen – sofern überhaupt – durch vorangestellte Partikeln oder andere Umschreibungen zum Ausdruck kommen. Die in diesem Zusammenhang auftauchenden Fragen sind um so spannender, als hier mit seltener Deutlichkeit Beziehungen zwischen sprachlicher und geistiger Entwicklung sichtbar werden: sind es doch vornehmlich Sprachen, die eine längere oder intensivere Kulturentwicklung durchgemacht haben, welche auch mit der Vereinfachung des Kasussystems vorangehen. In vorchristlicher Zeit war unter den

Baskischen erinnern so sehr an den westeuropäischen Nominativ-Akkusativ, daß (hinsichtlich des Iberoromanischen) die Vermutung eines ursächlichen Zusammenhangs naheliegt; doch ist, mit Rücksicht auf die (neuerdings zwar wieder bestrittene) Passivität des Verbums und den casus activus, große Vorsicht am Platze.

[1] *VRom. 12*, 74 s.

[2] Hier präpositionelle Umschreibung; in den übrigen Balkansprachen in der Regel nicht-periphrastischer Genetiv-Dativ.

indogermanischen Sprachen Europas das Griechische in dieser Hinsicht am fortschrittlichsten (keine «anschaulichen» Kasus mehr); heute sind es das Mittelmeergebiet und Westeuropa. Der Hinweis auf diese Zusammenhänge ist nichts Neues[1], aber die Zusammenhänge an sich sind von namhaften Forschern unter Berufung auf eine angeblich rein mechanische Wirkung des phonetischen Auslautschwundes bezweifelt worden[2]. Daß aber ein Lautwandel immer nur rein mechanisch, immer völlig blind abrolle; deutlicher gesagt: daß in der Sprachentwicklung die lautlichen Tendenzen ausnahmslos die bedingenden, die morphologisch-syntaktischen stets und ohne Einschränkung die bedingten seien – dieses Dogma ist eine menschliche Erfindung, der man mit guten Gründen den Glauben verweigern darf.

Auf die Fragen des Kasusschwundes und weitere Eigentümlichkeiten der sprachlichen Struktur Europas hoffe ich an anderer Stelle ausführlich zurückzukommen. Als sprachgeographisches Ergebnis sei hier festgehalten: Die heutige Lagerung des Vokativs und weiterer Nominalkasus innerhalb Europas zeigt, daß der Satz von den konservativen Randzonen nicht nur für geschlossene Mundart- oder Sprachgruppen, sondern auch für rein geographisch oder historisch definierte, sprachlich stark heterogene Gebietseinheiten Gültigkeit besitzen kann. Neben aller Vielgestaltigkeit fehlen also nicht die verbindenden Züge, die Europa auch in sprachlicher Hinsicht als ein zusammenhängendes Ganzes erscheinen lassen. Dabei haben wir uns allerdings aus dem Bereich der konkreten Formelemente auf eine abstraktere Ebene begeben, wo es sich weniger um die Bildungsweise als um Bestehen oder Nichtbestehen eines Kasus an sich handelt. – Doch auch das folgende ganz «konkrete» Beispiel aus der Phonetik wird wieder zeigen, daß selbst elementare und unzweifelhafte Sprachgrenzen einen Grad von Durchlässigkeit besitzen können, wie er meistens nur hinsichtlich der Wortentlehnung erkannt und anerkannt wird.

---

[1] Cf. z. B. A. Sommerfelt, *Un cas de mélange de grammaires* (*Avhandl. Norske Vidensk.-Akad. 1925*, Nr. *4*), p. 5.

[2] Cf. z. B. die bei Sommerfelt (*loc. cit.*) erwähnte Diskussion zwischen Vendryes und Meillet, *BSL 97* (1925), p. XXs.

II. *sp st sk* > *šp št šk* in romanischen und deutschen Mundarten

Dem aufmerksamen Betrachter der Karte «estomac» (*ALF* 486) wird es nicht entgehen, daß die Gegend um **Belfort** (Punkte 65, 75, dazu 55 südlich von Lure) und der ganze **Berner Jura** (P. 74, 73, 71, 72, 64) statt des sonst üblichen ⌜*estoma(k)*⌝ Formen mit *-št-* aufweisen: *eštoma, eštume*[1] usw. Die gleiche Lautung erscheint, völlig isoliert, in Plaisia (P. 928, Dép. du Jura [*štumā*]), eine Zwischenstufe *ṣt-* im waldensischen Bobbio (Bobi, P. 992). Dieser Befund wird durch andere Karten wenigstens teilweise bestätigt:

(*št*) K. 519 B «qu'il fût resté»:
rešta, -e usw. P. 65, 75, 71 (Belfort, Berner Jura), 928
išta P. 987 (V. d'Aoste)
(Zwischenstufe *-ṣt-* P. 969, 989; meist aber in unserem Gebiet Typus «demeuré»)

K. 110 «Baptiste»:
batišt P. 70 (Gruyères)
batiš P. 74, 73, 72, 64 (Berner Jura)[2]

(*šk*) K. 479 «escabeau»:
eškabel (f.) P. 73 (Berner Jura), *eškabi* P. 70 (Gruyères)
(Zwischenstufe *eṣk-* P. 50, 60, 61)

K. 481 «escargot»:
eškarga P. 72 (Berner Jura)
eštargo P. 65, *eštrego* P. 75 (Belfort)

K. 1261 «squelette»:
eškalat P. 72 (Berner Jura)
(Zwischenstufe *eṣk-* P. 52)

---

[1] Die Formen des *ALF* und anderer Quellenwerke mit phonetischer Notierung gebe ich in vereinfachter Umschrift in Anlehnung an das Transkriptionssystem der *VRom.* – Andere Abweichungen vom Typus *(e)st-:* P. 171, 85, 76, 987, 985 *eht-* oder *ext-* (worüber später).

[2] K. 487 «estragon»: *est-, ast-* P. 75, 55, 73, 928; übrige Punkte fehlen. – K. 71 «Auguste»: außer P. 987 (*-št-*) allgemein *ogüst* u. ä. – K. 1597 «hostie» (nur Süden, von P. 928–939–959 an): *oštyeya* P. 979 (Wallis), Zwischenstufe *-ṣt-* 959 (Vevey).

K. 1103 «puisque»:

pweškə P. 74 (Berner Jura), *püšk*ᵊ 959 (Vevey)

püš P. 70 (Gruyères)[1]

Aus diesen leider etwas spärlichen Angaben des *ALF* läßt sich der vorläufige Schluß gewinnen, daß in einem Grüpplein ostfranzösischer Mundarten, welches sich vom Südfuß der Vogesen bis gegen den Bieler See hinzieht, die Neigung besteht, *s* vor Konsonant (*t*, *k*[2]) als *š* auszusprechen. Sonst ist die Erscheinung nach unseren Beispielwörtern nur vereinzelt nachzuweisen, vielleicht mit Ausnahme einer Zone östlich und nordöstlich des Genfer Sees (worauf wir gleich zurückkommen). Da die genannten Mundarten *s* vor Konsonant in Erbwörtern schwinden ließen (COSTA > *côte* [resp. *koϑa*] usw.), kommt die Verschiebung des vorkonsonantischen *s* zu *š* fast nur in Lehnwörtern zur Auswirkung – in einer Wortklasse also, die weder für die historisch orientierte Sprachwissenschaft noch für den Liebhaber bodenständiger Ausdrücke interessant ist und dementsprechend in linguistischen Werken meist recht stiefmütterlich behandelt wird. So fällt denn die Ausbeute nicht nur des *ALF*, sondern auch der Monographien und Dialektwörterbücher für unsere Frage ziemlich mager aus[3]. Das

[1] K. 480 «escalier»: nur *esk-* (resp. *etsele*, *ešale* Wallis, Aosta) oder anderes Wort. – K. 1707 «scorpion» (nur Süden): *esk-*. – K. 739, 740 «jusque, jusqu'ici»: *-sk-* (wohl z. T. dissimilatorische Wirkung des [*d*]*ž-*), teilweise Schwund des *-s-*, Zusammenziehungen, usw.

[2] *respirer* (K. 1152) tritt leider, innerhalb des uns interessierenden Gebietes, nur in P. 55 (und 959, Wallis, 987) auf, und zwar mit *-sp-;* sonst andere Wörter (*souffler* usw.). – *jasmin* (K. 1603, nur Süden): *dđãšmẽ* in P. 959 (Vevey). – Sekundäres *sm-* in *semaine* (K. 1214) bleibt unverändert; *semelle* (K. 1215) zeigt auch anderwärts *š* (*x* usw.). – Für *sf* > *šf* cf. *GPSR* II, 58: *ašfaltə* 'asphalte' in B 32 (= Malleray, nördlich von *ALF*-Punkt 71).

[3] Einige Belege:

O. BLOCH, *Lexique Vosges mérid.*, p. 53 vereinzelt *eštome*, *-a* für Château Lambert, Miélin, Servance, Coravilliers (alle nordwestlich Belfort, nordöstl. Lure, im Dép. Hte-Saône). Sonst aber meist *esp-*, *est-*, *esk-* p. 52 s., auch s. v. asperge, aspersoir, Auguste, Baptiste, respirer (*Atlas*, K. 652), squelette (*Atlas*, K. 728) usw. Nur s. v. reste, restant (*Lexique*, p. 117) *-št-*.

A. VAUTHERIN, *Glossaire Châtenois* (südlich von Belfort): *îech-*

darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß im heutigen Französischen die Lautgruppen *sp st sk* keineswegs selten sind, denn sie kommen (abgesehen von Fällen wie *puisque, presque, parce que*) in zahllosen gelehrten und halbgelehrten Wörtern und allen möglichen andern Entlehnungen vor, die zum Teil dem alltäglichsten Gebrauch angehören: *juste, poste, station, restaurant, détester, espérer, esprit, sport, splendide, risquer, obscure, scandale* usw. Daher wird auch der mundartliche Wandel des *s* vor Konsonant zu *š* in Wirklichkeit viel stärker zur Geltung kommen, als dies nach den meisten Quellenwerken den Anschein hat. Das bestätigt sich, wenn wir ein Buch wie das *Glossaire des patois de l'Ajoie* von Simon Vatré[1] zur Hand nehmen, in welchem der umgangssprachliche Wortschatz ohne große Voreingenommenheit und sprachhistorische Hintergedanken ausgebreitet wird und das uns gerade darum die besten Dienste leistet. Da finden wir auf Schritt und Tritt *šp št šk: échpèce* (spr. *ešp-*), *échpéraie* 'espérer', *échpion, échpoir, échprit, réchpir[a]ie, suchpendre,* auch *échpédiaie* '*expédier*' (sogar *échpée* 'épée', *échpron* 'éperon'), dann *échtime, échtomaic, hichtoire, sichtème, Chricht* (= *krišt*), *échquelette, schcapulaire* (= *šk-*), *schcrupule, échtiuse* 'excuse' und zahllose weitere, darunter eine stattliche Reihe jüngerer Germanismen (z. B. *chtèrbaie* oder *chtorbaie* 'ster-

cargo, îechprît, îechtoumai, îechtroupiaî (in Montbéliard *êechtorbiaî* p. 140), *rechtaî* 'rester', *rîechte* 'reste' usw.

Ch. Contejean, *Glossaire Montbéliard* (nouv. éd.): *estoumai* und *echtoumai, Cricht* 'Christ', *Crichtoufe, Crichtoufle PN, rêchtai* (dazu viele Germanismen mit *chel-* = *šl-*); sonst aber meistens *esc-* (*esqu-*), *esp-*, *est-*.

Ch. Roussey, *Glossaire Bournois* (südöstlich *ALF* P. 55) (in vereinfachter Umschrift!): *eštropiä* (p. 87), *eštume, eštumekä;* aber daneben äußerst häufig *sp, st, sk* p. 97–99, 115, 289, 291 s., auch p. 89 (*egzist-*), 111 (*apost-*), 260 (*resp-*), 265 (*restorä*) usw.

A. Siegfried, *Lautlehre Court* (Moutier, Berner Jura), p. 34 und 45: *mništr, trišt, eštoma* (usw.).

Dagegen *sp, st, sk* in Brotte-lez-Luxeuil (J. Humbert, p. 39 usw.), Baume-les-Dames (Guérinot, *Rev. de ling. et phil. comp. 35*, p. 65, 66, 80), Sancey (Nedey, *Rev. Phil. 13*, 126, *14*, 47 usw.), Damprichard (Grammont 199 usw.).

[1] Porrentruy (1945). Basiert hauptsächlich auf der Mundart von Vendlincourt, nordöstlich von Pruntrut.

ben', auch solche mit *šl-*, *šn-* usw., p. 36s., 171s.). Wörter mit *sp-*, *esp-* und *sk-* fehlen dagegen vollständig; *st-*, *est-*, *esk-* ist überaus selten. Demnach besitzt die Aussprache *šp št šk* in unserem Gebiet einen viel höheren Grad von Stetigkeit als dies der *ALF* erkennen ließ.

Anders zu beurteilen ist das gelegentliche *št šk* (*šp šm*) einzelner frankoprovenzalischer Mundarten der Westschweiz (Gruyères, Vevey usw.[1]), weil es sich dabei nicht um eine Entwicklung des *s* handelt, die durch folgende Konsonanz bedingt ist. Vielmehr wird hier altes *s* (*z*) überhaupt, in erster Linie aber vor beliebigem Vokal zur Chuintante *š* (*ž*)[2], während es gerade vor Konsonant an der Verschiebung nur zögernd teilnimmt[3]. Die französischen Patois des Berner Jura und der Gegend von Belfort hingegen lassen genau umgekehrt *s* vor Konsonant zu *š* werden und bewahren es in der Regel vor Vokal unverändert, es sei denn, dieser habe palatale Färbung gehabt[4].

Ist also das Frankoprovenzalische vorläufig fernzuhalten, so tritt dafür weiter nördlich eine Entwicklung auf, die im wesentlichen derjenigen von Belfort und des Berner Jura entspricht. Nicht allein das Wallonische (wie oft irrtümlich angenommen wird[5]), sondern auch einige lothringische Mundarten in den

---

[1] *ALF* P. 70, 959, vereinzelt auch andere. – Genauer *GPSR* II, Stichwörter asperge . . ., aspirer . . ., astrologué, bāsko, basque, bastansə . . ., bisbille (*bižəb-*), biscôme, biscuit . . ., bousculer u. a.: *šp št šk* in einem Teil des Freiburgischen (Courtepin, Greyerzerland, Villargiroud, Châtel-St-Denis), im waadtländischen Pays d'Enhaut, in Miège im Oberwallis, sporadisch auch andernorts.

[2] *ALF* sang, sel, sucre, passer, messager, les anges (42), les arbres (52), usw. – *š* z. T. auch westlich des Genfer Sees: P. 937, seltener 917, 918 (927), und im Süden 985 (V. d'Aoste).

[3] Es handelt sich selbstverständlich auch hier vor allem um Lehnwörter. Man vergleiche die früher genannten Karten des *ALF* (dazu auch 1443 asperge): im frankoprovenzalischen Gebiet, auch wo vorvokalisches *s* in *š* übergeht, ist *st sk sp* fast alleinherrschend. Cf. auch Tappolet, *Alem. Lehnwörter* I, p. 71, 72.

[4] *i*, *ü*, gewisse Diphthonge, cf. *ALF* six, suer, sûr usw. Alte Palatale oder s vor J neigen naturgemäß nach *š* hin (voisin, maison usw.).

[5] So z. B. Nyrop I², § 462; Remacle, *Le problème de l'ancien wallon*, p. 74.

Vogesen haben lat. s vor Konsonant (außer nach Ĕ) nicht verstummen lassen[1]. Während nun im Gebiet von Gérardmer-Fraize-Bruyères(-St-Dié-Senones), also westlich des Vogesenkamms, *s* unverändert bleibt (*stāl* 'étoile', *espāl* 'épaule' usw.), wird es auf der **elsässischen Seite**, nordwestlich von Colmar, vor *t* zu *š*: *štāl*, *eštẽ* 'etain', *štōp* 'étoupe', *rẽštey* 'râteau(x)' usw. in La Poutroie (= Schnierlach, *ALF* P. 85). Vor *p* und *k* bleibt es meistenteils intakt (*spol* 'épaule')[2], doch ist aus La Baroche (= Zell, südöstlich von La Poutroie) *špa* 'épais', *špol* 'épaule' belegt[3]. In jüngeren Lehnwörtern aus dem Französischen (Latinismen usw.) scheinen die *s*-Gruppen gewöhnlich bewahrt zu sein[4].

An dieses konservativste Gebiet mit bewahrtem *s* oder *š* schließt sich südlich und nördlich eine Zone, in der *s* vor Konsonant zu *χ*, *x* (*g* vor Sonorlaut) geworden ist (*xtāl* 'étoile', *xpal* 'épaule' u. ä.). Im Süden, im Tal der Moselotte (La Bresse-Remiremont)[5], dürfte es sich dabei um eine Zwischenstation des *s* auf dem Wege zum völligen Schwund handeln, entsprechend afr. *teste* > *teχte-tehte* > *tête*[6]. Hingegen ist es fraglich, ob die gleiche Erklärung auch für das nördliche *x*-Gebiet – Rumbach (westlich von Schlettstadt),

[1] *ALF* P. 76, 78, 85, z. T. auch 77, 86, 87. Cf. bes. Horning, *Ostfrz. Grenzdialekte* (*Frz. Studien 5*), p. 66s. (§ 156), 68 (§ 158); auch Bloch, *Parlers Vosges mérid.*, p. 148 oben; Urtel, *ASNS 122*, 374ss.

[2] *ALF* épais, épaule, épi, épine, etc.: P. 85 *sp-*. Cf. Horning, *op. cit.* 67 (auch *sk-*). Nur in deutschen Lehnwörtern erscheint natürlich öfters *šp-* usw., das direkt übernommen wurde.

[3] So Lahm, *Le patois de la Baroche* (*Rom. Studien Boehmer* II, 1876), p. 95. Dagegen nach Horning, *ZRPh.Bh. 65* (1916), p. 75 am gleichen Ort *spa*, *spǭl;* auch bei Lahm *spiny* 'epine' u. a.

[4] *ALF* estragon P. 85; Horning, *ZRPh.Bh. 65*, 24 *ęstoma*, *ęstrəpi;* Lahm, p. 88 *ęspęrę* usw. Daneben aber auch *s* > *h*, *x*, das wohl dem Einfluß benachbarter Mundarten zuzuschreiben ist, durch welche diese Lehnwörter vermittelt wurden: *ALF* estomac P. 85 *eht-*, P. 76 *ext-*.

[5] Bloch, *Parlers*, p. 67–69, Horning, *Ostfr.* 67, Hingre, *Vocabulaire* 374–405 pass. usw. – *s* aber in Lehnwörtern oft bewahrt (oder sonst wieder eingeführt): Bloch 147s., Horning, *loc. cit.* (St-Amé); viele Beispiele für Lehnwörter mit vorkonsonantischem *s* bei Hingre 248s., 251, 568 et pass.

[6] Brunot-Bruneau[3], p. 34, Pope, *From Latin*, § 378, usw.

das **Breuschtal** zwischen Saales und Schirmeck (südwestl. Straßburg), ein Teil des Gebietes um St-Dié und Senones[1] – Gültigkeit besitzt; denn im Lothringischen ist *x* (*g*) sonst gewöhnlich aus palatalisiertem **ś* (**ź*) oder **š* (**ž*) hervorgegangen[2] und erscheint auch in deutschen Lehnwörtern oft als Vertreter von *š* (*xol* 'Erdscholle', *xlit*, *glit* 'Schlitten', *xpats* 'Spatz' usw.). Folglich kann auch *xtäl* 'étoile', *expal* 'épaule' auf älterem **štäl*, **ešpal* beruhen, was z. B. für das elsässische Breuschtal nicht unwahrscheinlich ist[3]. Hier, wie in Klein Rumbach, erscheint übrigens neben *x* vereinzelt *š*: *mwašteу*, *mwašti* neben *mwaxt-* (zu MASTICARE), *štoy* STABULUM (Horning, *Ostfrz.* 68, 81). Lehnwörter aus dem Französischen können *s* bewahren (z. B. *skabęl* 'Schemel', *ZRPh. Bh. 65*, 145), junge Germanismen die Gruppen *šp št* usw. (z. B. *štolprę* 'schwerfällig gehen', *ibid.* 147).

Der weitaus größte Teil des Lothringischen hat dagegen in Erbwörtern *s* vor Konsonant völlig schwinden lassen (*etwel*, *epol* u. ä.). In Lehnwörtern aber erscheint auch da am Rande gegen die deutsche Sprachgrenze verschiedentlich *šk št*, nämlich in **Abreschwiller** südöstlich von Saarburg, im Gebiet von **Dieuze** und **Metz-Thionville:** *èchcaubèle* (= *ęšk-*) 'escabeau', *èchtomèc* 'estomac', auch *ON Dèchtri* 'Destry', sogar *chtreūt* 'étroit'[4]. Diesem *šk št* entspricht in andern Mundarten der gleichen Zone wiederum *xk xt* (bzw. *sk st*): *èhhcaubèle*, *ęsk-*, *èhhtomèc'*, *ęst-*, *Dèhhtri*, *hhtreūt*[5]; und

[1] HORNING, *Ostfrz.* 67, und *ZRPh.Bh. 65* (Belmont im Breuschtal): *xtäl*, *xpa*, *ęxpäl*, *ęxkutę* 'gehorchen' usw.; OBERLIN, *Essai* 185 s. (Ban de la Roche): *xpâle* (Oberlin: ch*pâle*), *xpas*, *xtaele*, *rextel* 'râteau', *excueume* 'écume', *excuoxe* 'écorce' usw.

[2] Im allgemeinen zweifellos so und nicht umgekehrt, trotz HORNING, *Ostfrz.* 81 ss. Cf. CUNY, *RLaR 49*, 521 ss., insbes. BLOCH, *Parlers* 78 s., REMACLE, *Variations de l'H secondaire*, pass. (287 s.). – Beweisend sind vor allem die deutschen Lehnwörter mit *x* < *š*, auch Fälle wie *ęxtę* 'acheter', *xti* 'jeter', *glīn* (< *geline*) 'Huhn', *gnõ* 'genou' in Belmont (*ZRPh.Bh. 65*, p. 105, 117, 120).

[3] Wobei der Übergang *š* > *x* immerhin nicht allzu jung wäre, da OBERLIN (1775) bereits *x* notiert.

[4] ZÉLIQZON, *Dictionnaire des patois romans de la Moselle*. Cf. auch HORNING, *Ostfrz.* 67 s.: *ęštiŋ*, *ręš*, *štrö*.

[5] ZÉLIQZON, *op. cit.*; dort viele weitere Beispiele, besonders für *esk-*, *esp-*, *est-* (p. 247 ss.), seltener *exk-*, *ext-* usw. (235 s.). – Genaue

auch dieses *x* ist wieder zweideutig, indem es so gut auf älteres *š* wie auf *s* zurückgehen kann. Es ist zudem möglich, daß *št šk* der erwähnten Randzone (welche statt *x*, *g* generell *š*, *ž* aufweist) nicht direkt aus *st sk* entstanden, sondern erst bei der Entlehnung aus dem *xt xk* benachbarter Mundarten umgesetzt wurde, denn der allgemeine Gegensatz zwischen *x*, *g* und *š*, *ž* ist ein höchst auffälliges Dialektmerkmal[1], das leicht zu derartigen Proportionsbildungen Anlaß geben konnte (*xex : šeš* [< SEX] → *extomek : eštomek*).

Wenn auch über die Genealogie der heutigen Laute nicht immer völlige Klarheit zu erreichen ist, dürfen wir doch als Resultat festhalten: wie der Berner Jura und das Gebiet von Belfort, neigen einige französische Mundarten bei Colmar und am Nordostrand Lothringens dazu, *s* vor Konsonant (je nach dem in Erb- oder in Lehnwörtern) als *š* auszusprechen. Möglicherweise steht auch hinter heutigem *xp xt xk* verschiedener lothringischer Patois älteres *šp št šk*. –

Obschon nun alle genannten Mundarten durch ihre periphere Lage auffallen, wird man kaum geneigt sein, diese Randzonen als Reliktgebiete zu betrachten, denn Lautungen wie *ešpace*, *hištoire*, oder «elsässisch» *štal* in La Poutroie (gegenüber «lothringisch» *stal* in Fraize) machen durchaus nicht den Eindruck, an den Rand gedrängte Archaismen innerfranzösischer Prägung zu sein. Im Gegenteil: die Erscheinung weist offensichtlich über die Sprachgrenze hinüber, und wenn dem Franzosen eine Aussprache *ešprit* oder *Chrišt* als Enormität vorkommt, so wird sie dafür jeden, der eine **südwestdeutsche Mundart** spricht, vertraut anmuten. Bekanntlich wird im Süd- und Mitteldeutschen, sogar in einem Teil

---

Abgrenzung zwischen *x*, *g* und *š*, *ž* bei C. THIS, *Dt.-Frz. Sprachgrenze in Lothr.*, p. 29; idem, *Falkenberg* 35; CALLAIS, *Hattigny-Ommeray* (*Jahrb. Ges. lothr. Gesch. 20*, 1908), p. 365 + Tafel X; R. BROD, *Château-Salins und Vic* (*ZRPh. 36*), p. 263 (§ 73). – Oft am gleichen Ort in den einen Wörtern *x*, in andern *s* (vor Konsonant), cf. THIS, *Falkenberg* 33s., DOSDAT, *Pange* (*ZRPh. 33*), p. 205 (§ 36) und 219 (§ 70).

[1] So auffällig, daß es die Grundlage für Sobriquets abgegeben hat, cf. CALLAIS, *Hattigny-Ommeray* 356.

Norddeutschlands anlautendes *st sp* als *št šp* ausgesprochen[1], und eine südwestliche Kernzone (SW-Fränkisch, Schwäbisch-Alemannisch, Tirolisch) zeigt diese Eigentümlichkeit auch im In- und Auslaut[2]. Ungefähr parallel haben sich die alten Gruppen *sl sm sn sw*[3] entwickelt, während ahd. *sk* relativ früh (vermutlich über *sχ*) zum einheitlichen Laut *š* geworden war. All diese Tatsachen sind zu bekannt, als daß wir uns länger damit aufhalten müßten. – Die südwestdeutsche Kernzone bildet wiederum eine Art Randgebiet (allerdings ein merkwürdiges); doch wird man auch in diesem Fall nicht auf einen Archaismus schließen dürfen.

Unsere Beschreibung des Gebietes von *š* + Konsonant ist aber noch unvollständig: im Süden der deutschen Kernzone, unmittelbar an sie anschließend, breitet sich ein ganzer Kranz romanischer Mundarten aus, die *s* vor Konsonant ebenfalls in *š* überführen. Es handelt sich um den größten Teil des **Alpinlombardischen und Rätoromanischen** mit den Hauptgebieten: obere Talstufen des Tessins (oberes Maggiatal, Verzasca, Leventina, Blenio, bündnerisches Misox), Gebiet um den Comer See, Graubünden (ohne Puschlav), oberstes Veltlin (Bormio usw.), Dolomiten, nördlichstes Friaul (Karnien)[4]. Hier heißt es z. B. (alpinlomb.): *štéla*

[1] Zur Abgrenzung gegen das norddt. *st sp* cf. SÜTTERLIN, *Nhd. Gramm.*, p. 292. (Auf unserer Karte 3 approximativ!)

[2] Cf. Karte 23 «fest» des *DSA* (dazu Ergänzungskarten 43 und 75). Die Karten 19 und 20 (38, 75) «ist» ergeben eine fast auf der ganzen Länge etwas engere Umgrenzung des *š* (Schwund des *-t!*). – Literatur bei SÜTTERLIN 292, N 1, dazu *ZDM 1906*, 312.

[3] Diese Gruppen treten im Romanischen weniger in Erscheinung (nur in Lehnwörtern oder infolge Synkopierung, Rekomposition usw., da bereits in vorlateinischer Zeit *sl* > *l* usw.). – In neuerer Zeit entwickelt sich das *s* dieser Gruppen nicht mehr ohne weiteres zu *š*, cf. unten, p. 52, N 2.

[4] Nach GARTNER, *Rät. Gramm.*, p. 173, 175, 181, 183, 187 (festa, *frescus, musca, obscurus, stella) hat ganz Friaul *št šk šč*. Es gilt hier aber zu unterscheiden zwischen den Mundarten, die *s* nur vor Konsonant in *š* verwandeln (eben die karnischen, nach Gartner auch ein Teil Innerfriauls [hier wohl eigentlich *ṣ*, nicht *š*]), und jenen andern, wo unter venezianischem Einfluß jedes *s* zu einem *š*-artigen Laut wird (*op. cit.*, p. 65s., *Handb.*, p. 183ss.), welcher aber nach der differenzierteren Notierung SCHEUERMEIERS im *AIS* nicht bis zu *š*, sondern nur bis zu *ṣ* gelangt (cf. auch unten p. 38, N 2).

'Stern', *štrak* 'müde', *cašláña*, *špí(g)a* 'Ähre', *špū(d)á* 'spucken', *véšpa*, *škála* (*škára*), *škür* 'dunkel', *móška* (cf. *AIS*[1]). Außerhalb dieser Zonen größter Intensität macht sich die Erscheinung in den meisten romanischen Mundarten des Alpensüdhangs mehr oder weniger kräftig bemerkbar[2].

Tragen wir nun alle bisherigen Daten auf einer Karte ein, so entsteht ein ungewöhnlich interessantes Bild (Karte 3): ein kompakter Block mit *sp st* > *šp št*[3] in jeder Stellung, dessen Zentrum etwa im südlichen Württemberg oder Baden liegt und in dem deutsche, französische, rätoromanische und oberitalienische Mundarten zusammengeschlossen sind. Wie dieses Kerngebiet nach Norden und Osten in weite Zonen übergeht, wo der Lautwandel nur in verwässerter Form (lediglich im Anlaut) auftritt, so setzt es sich auch nach Süden mit geringerer Intensität und in Fetzen zerrissen in die Poebene und weiter nach Italien hinein fort (worauf wir zurückkommen werden). Einzelsprachlich betrachtet trägt jede der drei Hauptkomponenten, die deutsche, die französische und die oberitalienisch-rätoromanische bis zu einem gewissen Grad Randzonencharakter.

Es stellt sich nun die Frage nach der **historischen Deutung** unseres Kartenbildes: Hat diese Lautentwicklung oder Lauttendenz, die sich trotz ihrer Ausdehnung über mehrere Sprachgebiete als geographische Einheit präsentiert (wenigstens soweit wir sie bisher behandelt haben), auch einen gemeinsamen Ursprung, und wo wäre dieser zu suchen?

Relativ eindeutig ist die Situation am Ostrand des französi-

---

[1] Karten 362, 720 (cf. auch 86 Stefano), 1291; 1459, 171, 463; 872, 944, 477 (Auswahl!). Parallel mit *sp st sk* gehen meist auch die selteneren Gruppen *sb sd sg* (= *zb* usw.) > *žb žd žg*, *sf* > *šf*, *sv* > *žv*, z. T. auch *sm sn sl* (*sr*) > *šm* oder *žm* usw.

[2] Z. T. nur *šp šk*, aber *st* bewahrt (z. B. Calanca, cf. Urech, passim; ein Teil des Trentino usw.) und viele andere Varianten. – Dabei rechnen wir die Zwischenstufe *ṣ* nicht als *š*, schon weil sie in Oberitalien häufig für jedes *s* eintritt, vor Vokal so gut wie vor Konsonant, also in vielen Fällen nichts mit der Erscheinung zu tun hat, die uns hier interessiert: der «Verdickung» des *s* zu *š*, welche durch folgende Konsonanz bedingt ist.

[3] Zum Teil auch *šk* und andere *š*-Gruppen.

schen Sprachgebietes. Wo immer in dieser Zone der Übergang des *s* vor Konsonant zur Chuintante *š* mit einiger Stetigkeit und in einem größeren Gebiet auftritt[1], handelt es sich um Mundarten, die deutschsprachigem Einfluß besonders stark ausgesetzt waren und sind. Das gilt erstens für das Lothringische im allgemeinen und für die Mundarten längs der deutschen Sprachgrenze bei Metz, Dieuze usw. im besondern. Auch die Gruppe von La Poutroie/Schnierlach im Elsaß steht, infolge ihrer geographischen Lage auf der Ostseite der Vogesen, seit Jahrhunderten in engstem Kontakt mit deutschsprachigem Gebiet; westlich des Vogesenkamms hingegen, um Gérardmer-Fraize, ist bezeichnenderweise *s*+Konsonant unverändert geblieben. Das dritte Teilstück, die Gegend von Belfort, ebenfalls dem alemannischen Oberelsaß benachbart, nicht umsonst *Trouée de Belfort*, zu deutsch *Burgundische Pforte* genannt, ist überhaupt ein beliebtes Einfallstor – eine Pforte, durch die schon weniger harmlose Dinge als eine Chuintante nach Frankreich hineinstrebten. Der im Süden anschließende Berner Jura endlich gehörte zur Hauptsache seit dem Jahre 999, größtenteils bis zur Französischen Revolution, zum weltlichen Herrschaftsbereich des zweisprachigen Bistums Basel und wurde 1815 dem deutschsprachigen Kanton Bern angegliedert. In der jüngeren Vergangenheit hat sich über diese Juralandschaft eine intensive Einwanderung alemannischer Bauern ergossen, so daß verschiedene Teile zweisprachig, einzelne Gemeinden inmitten französischer Umgebung sogar mehrheitlich deutsch geworden sind.

In den französischen Patois der ganzen Grenzzone, von Lothringen bis in die Schweiz, haben schließlich zahlreiche deutsche Ausdrücke Aufnahme gefunden, und zwar durch Vermittlung fränkischer oder alemannischer Mundarten, in denen *s* vor Konsonant als *š* ausgesprochen wird. Unter den Wörtern mit *št šp* usw. befindet sich denn auch überall eine erhebliche Zahl von Germanismen. – Es unterliegt nach alldem keinem Zweifel, daß, wo in der ostfranzösischen Grenzzone statt *s* (*z*) vor Konsonant *š* (*ž*) auftritt, diese Verschiebung auf einem Einfluß benachbarter deut-

[1] Für sich steht das isolierte *št* von Plaisia (*ALF* P. 928), während vereinzeltes *št* im Aostatal (P. 987) mit der entsprechenden Entwicklung in Oberitalien zusammenhängt.

scher Mundarten beruht. Ein solcher Einfluß kann in jüngerer Zeit auch im freiburgischen und waadtländischen Gebiet und im romanischen Oberwallis mit im Spiel gewesen sein; in erster Linie ist aber das dortige *š* vor Konsonant mit der allgemeinen Entwicklung *Sifflante* > *Chuintante* (die kaum deutschen Ursprungs ist)[1] zu verbinden.

Damit ist allerdings die Möglichkeit noch nicht ausgeschlossen, daß *št šp* in einer früheren Epoche doch von Frankreich her in die südwestdeutschen Mundarten gelangt wäre. Meyer-Lübke hat die Ansicht vertreten[2], TESTA sei über eine altfranzösische oder voraltfranzösische Zwischenstufe **tešt(a)* zu *teχte* > *tête* geworden, eine Zwischenstufe, die «durch lautphysiologische Erwägungen nahegelegt und durch lautgeographische gesichert» werde. Demnach müßte man annehmen, die Entwicklung *s* (+ Konsonant) > *š* hätte im Französischen wesentlich früher begonnen, als sie für das Deutsche nachzuweisen ist[3]. Allein – in Wirklichkeit ist die Stufe **tešt(a)* durchaus nicht gesichert, nicht einmal wahrscheinlich (auch die Reihe *testa* > *tešta* > *tehte* . . . bei Lessiak, *Beiträge* 95, ist ein reines Produkt der Spekulation). Die Beobachtung lehrt uns vielmehr, daß auf der Stufenleiter des allmählichen *s*-Schwundes zwischen den Phasen *s* und *χ*, *h* (*y*) in der Regel kein *š* liegt; cf. Rousselot, *Etudes romanes dédiées à G. Paris*, p. 475ss. (bes. 478, 483): zwischen den Zonen mit bewahrtem *st sp sk* und bloßem *t p k* liegen Mundarten mit *xt xp xk* (evtl. *yt* usw.), nicht aber *št šp šk;* cf. weiter Ronjat, *Gramm. istor.* II, p. 193ss. Auch in Südspanien, auf das sich Meyer-Lübke besonders beruft, geht der Weg von *s* zu *h* nicht über *š;* und gerade im Südspanischen und im Hispano-Amerikanischen der *tierras bajas*, wo die Neigung des *s* zur bloßen Aspiration und zum schließlichen Schwund am stärksten in Erscheinung tritt, ist der Ausgangspunkt nicht ein apikales

[1] Eher umgekehrt die Neigung der deutschen Walliser Mundarten, *s* in *š* überzuführen (BOHNENBERGER, *Dt. Walliser*, 51ss., 170s.), unter frankoprovenzalischem Einfluß?

[2] *Hist. Frz. Gramm.*, § 171 (= § 170 der 1. Aufl.).

[3] Im Oberdeutschen, speziell Alemannischen seit dem 13. Jh. (*sl sm sn sw*), bzw. 15. Jh. (*sp st*) (12. Jh. nur für *sk*), cf. WILMANNS, *Dt. Gramm.* I², 75, 129ss., PAUL, *Dt. Gramm.* I, 347ss., H. SCHULZ-F. STROH, *Abriß dt. Gramm.*³ 105. Cf. aber auch unten p. 52, N 1.

kastilisches *s* (das dem *š* einigermaßen nahestehen würde), sondern ein gewöhnliches prädorsales *s* wie im Deutschen und Französischen[1]. Die Stufe *eštado* (eigentlich *ištađu*), die Meyer-Lübke anführt, ist charakteristisch für das Südportugiesische[2], welches aber *s* (*š*) gerade nicht zur Aspiration werden und dann schwinden läßt[3]. Überhaupt macht die Entwicklung *s* > *š* nicht den Eindruck einer Abschwächung, sondern im Gegenteil einer «Verdickung» und ist schon darum als Zwischenstufe zum Schwund auch a priori unwahrscheinlich. Da wir außerdem wissen, daß im Französischen der *s*-Schwund vor stimmhaften Konsonanten über ein dentales oder interdentales *đ* ging[4] (was eine Zwischenstufe **ž*, wie sie Lessiak, *Beiträge* 95 ansetzte, fast mit Sicherheit ausschließt), vermögen wir dem supponierten afrz. **tešte*, **ešpine* vollends keine reale Existenz mehr zuzubilligen[5]. Ein französischer Anstoß zur südwestdeutschen Entwicklung *s* (+ Konsonant) > *š* ist damit sehr wenig wahrscheinlich.

Nun zur südlichen Kontaktzone zwischen Romanisch und Deutsch: Auch dort könnte zunächst der Eindruck aufkommen,

[1] Cf. vor allem B. Malmberg, *Etudes sur la phonétique de l'espagnol parlé en Argentine* (*Lunds Univ. Årsskr. 45*, 7, 1950), p. 156ss.

[2] Cf. Leite de Vasconcellos, *Esquisse d'une dialectologie portugaise*, p. 115.

[3] Auch in den südlichen Vogesen (Moselotte) steht *χ* geographisch und entwicklungsgeschichtlich zwischen bewahrtem und geschwundenem *s* (nicht zwischen *š* und *s*-Schwund), siehe oben p. 34. Ein Sonderfall ist das *x* im nördlichen Lothringischen, welches tatsächlich mit aller Wahrscheinlichkeit aus *š* (< ssj, c vor e, i usw.) hervorgegangen ist (p. 35 s.). Es handelt sich dabei aber um einen kräftigen, stark velaren Laut («tiefer als *ch* im deutschen *ach*», Horning, *Ostfrz.* 6), der so wenig wie die span. *jota* (< *š* u. a.) als Etappe des *š* auf dem Wege zum Schwund aufgefaßt werden darf. Wo im Lothringischen *x* einem frz. vorkonsonantischen *s* entspricht (in Lehnwörtern), wird es sich weniger um eine wirkliche phonetische Entwicklung als um eine Proportionsbildung handeln.

[4] *asne* > **ađne* (> **ahne*) > *âne*, cf. Nyrop, *Gramm. hist.* I², § 462, Pope, *From Latin*, § 378.

[5] Entwicklungen wie misculare > *mesler* (Meyer-Lübke, *loc. cit.*) sind auch so ohne weiteres verständlich; der homorgane Laut des *c* wäre ohnehin weit eher *χ* als *š*! Wegen bergam. *h* und *š* (?) siehe *AIS*.

es handle sich um ein Übergreifen süddeutscher Artikulationsgewohnheiten auf romanisches Gebiet. Denn sowohl im Bündnerromanischen als im Zentralladinischen (beides Bestandteile der intensivsten *šp št šk*-Zone) sind deutsche Einwirkungen auf den Wortschatz, selbst auf tiefere Schichten der Sprache, keine Seltenheit. Aber *š* (*ž*) vor Konsonant ist nicht auf diese notorischen Infiltrationssphären beschränkt, sondern erstreckt sich auf Gebiete, wo deutscher Einfluß[1] höchstens ganz oberflächlich (im Vokabular) spürbar ist[2]. Dem Gedanken, *š* + Konsonant könnte vom Rätoromanischen her zuerst in die benachbarten lombardischen (venezianischen) Mundarten, dann von da aus tiefer nach Oberitalien hineingelangt sein, wird man skeptisch gegenüberstehen müssen, weil die sprachliche (wie die kulturelle) Strömung sonst durchaus in umgekehrter Richtung verläuft: von der Poebene hinauf in die Alpentäler und oft bis ins rätoromanische Gebiet hinein. Dazu kommt als entscheidende Tatsache, daß vorkonsonantisches *š* in vielen Mundarten Italiens bis hinunter nach Sizilien heimisch ist[3], wo von deutschem oder mittelbar deutschem Einfluß keine Rede mehr sein kann. Die Hauptzonen südlich des Po sind (Karten 3, 4): das westliche Ligurien, der emilianische Appennin südlich von Parma-Modena (mit Ausstrahlungen ins Lucchesische), Teile des nördlichen Lazio mit versprengten Anhängseln in Umbrien, der südlichen Toscana, den Abruzzen und den Marche, dann vor allem ein größeres zusammenhängendes Gebiet um Neapel, weiter vereinzelte Stellen in Lukanien, Apulien und Kalabrien, schließlich Sizilien, mit Ausnahme der östlich-nordöstlichen Mundarten[4]. Für sich steht die östliche Emilia und die

[1] Nicht zu verwechseln mit altem germanischem Einfluß!

[2] Ein Fall für sich ist Ornavasso (*AIS* P. 117), eine ehemalige Walserkolonie, wo die alemannische Mundart erst im letzten Jahrhundert ausgestorben ist (Bohnenberger, *Dt. Walliser* 13, *AIS Einf.* 50).

[3] Z. T. nur *šk šp*, aber *st* bewahrt (seltener umgekehrt); in der Regel Anlaut und Inlaut.

[4] Cf. die oben, p. 38, N 1, genannten Karten des *AIS* (u. a.), dazu Rohlfs, *Hist. it. Gramm.* I, p. 313s., 442s. – Sporadisch auch in andern Gebieten, z. B. teilweise in Korsika (nur *št*), cf. *ALEIC*, K. 416, 575, 994/996 usw.

Romagna, wo *s* überhaupt, auch vor beliebigem Vokal, in *š* übergeht[1].

Nachdem also an der «Italianität» des *š* vor Konsonant nicht zu zweifeln ist, stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang der oberitalienisch-rätoromanischen und der süddeutschen Entwicklung unter neuen Aspekten. Vielleicht wird man es nunmehr vorziehen, zwei bei aller Gleichartigkeit voneinander unabhängige Bewegungen, eine deutsche und eine italienische anzunehmen[2], zwei Wellen, die in den Alpen zusammentrafen, so daß rein zufällig ein großer zusammenhängender Block entstand. Dabei wäre erst noch abzuklären, woher z. B. das Bündnerromanische sein *š* bezogen hätte, sofern man nicht gleich drei, vier oder noch mehr autonome «Herde» annehmen will. Weder die Richtigkeit noch die Unrichtigkeit dieser Auffassungen läßt sich strikte beweisen; doch gibt es wie mir scheint Anzeichen dafür, daß die geographische Einheit nicht nur ein Spiel des Zufalls, sondern Ausdruck eines tatsächlichen historischen Zusammenhangs ist.

Über die zeitliche Ausbreitung des *š* vor Konsonant im Deutschen wissen wir, daß es sich zuletzt (sofern überhaupt) im Norden festsetzte und dort noch heute weiter an Boden gewinnt[3], daß es in Mitteldeutschland relativ spät auftrat, früher im Bairischen, noch früher im Alemannischen[4]. Je weiter wir also gegen den Ursprung zurückgehen, um so näher kommen wir auch der deutsch-romanischen Sprachgrenze. Das ist natürlich kein Beweis dafür, daß wir, noch weiter zurückgehend, diese Grenze überschreiten müßten; aber ein gewisser Hinweis ist in der zeitlichen Abfolge

[1] Weniger deutlich, trotz *Rom. Gr.* I, § 417, im Venezianischen (meist nur *ṣ*, cf. oben, p. 37, N 4). – Bei Rohlfs, *loc. cit.* (cf. aber auch p. 280) wird der allgemeine und der durch folgende Konsonanz bedingte Wandel *s* > *š* nicht unterschieden.

[2] Wie ja auch in neuerer Zeit eine ganz ähnliche Lautentwicklung im Portugiesischen eingesetzt hat. Hier wird (anders als im Italienischen, Deutschen usw.) *s* auch im absoluten Auslaut zu *š*, so daß eigentlich nicht eine durch folgenden Konsonanten bedingte, sondern durch folgenden Vokal verhinderte Lautveränderung vorliegt.

[3] Sütterlin, *Nhd. Gramm.*, p. 293 oben.

[4] Paul, *Dt. Gramm.* I, p. 348.

der deutschen Mundarten trotzdem enthalten. Es ist auch merkwürdig, daß hier das Alemannische, welches sonst keine starke Ausstrahlungskraft nach dem innerdeutschen Gebiet besitzt[1], als Ausgangspunkt einer Bewegung auftritt, die in abgeschwächter Form den weitaus größten Teil des deutschen Sprachraums erfaßt hat. Stand da vielleicht hinter dem Alemannischen eine weitere Energiequelle? Wir haben bereits in ganz anderem Zusammenhang (p. 27s. und 28) beobachten können, wie das Südwestdeutsche den innerdeutschen Mundarten in der Entwicklung vorauseilt; dabei ist es aber nicht selbst das Ursprungsland der Innovation, sondern bloß die Durchgangszone für eine über die romanisch-deutsche Grenze hereindrängende Neuerung.

Entscheidender sind jedoch die Abstufungen innerhalb des Süddeutschen selbst. Dieses Gebiet gliedert sich in einen östlichen Teil, wo (wie in Mitteldeutschland) *s* vor Konsonant nur im Wortanlaut zu *š* wird, und eine westliche Kernzone, in welcher auch inlautendes *s* an der Bewegung teilnimmt. Wenn sonst das Süddeutsche in eine östliche und eine westliche Hälfte gespalten ist, so handelt es sich in der Regel um den Gegensatz Bairisch-Österreichisch / Schwäbisch-Alemannisch (evtl. Bairisch-Österreichisch + Schwäbisch gegen Alemannisch im engern Sinne[2]). Im Falle des *š* vor Konsonant ist nun eine sehr merkwürdige Abweichung von dieser Regel festzustellen: Tirol und West- (Ober-) Kärnten trennen sich vom Rest des Bairisch-Österreichischen[3], um sich dem Schwäbisch-Alemannischen anzuschließen. Tirol und Westkärnten sind aber gerade jene Teile des bairisch-österreichischen Gebietes, die in direktem Kontakt mit dem Romanischen stehen und wo sich das Bairische strichweise über eine ältere romanische Sprachschicht gelagert hat. Die deutsche Kernzone mit *šl* in jeder Stellung reicht genau so weit nach Osten als das Deutsche

[1] So jedenfalls nach Frings, *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*², p. 30.

[2] Cf. z. B. bei Frings, *op. cit.*, p. 76ss., die Karten Nr. 10 (*fescht* ist unsere Linie!), 12, 35, 36, [40, 42, 47], (52).

[3] Abgesehen davon, daß auch in Bayern, im Anschluß an das Tirolische, die Trennungslinie zwischen *-šl* und *-sl* etwas weiter östlich verläuft als die normale Grenze zwischen Schwäbisch und Bairisch.

an romanisches Gebiet grenzt; wo im Süden das Slovenische beginnt, ist es auf der deutschen Seite mit dem in- und auslautenden *št* zu Ende[1]. Das scheint mir nun doch ein kräftiges Argument für romanische Herkunft des Lautwandels zu sein, und zwar (da wir auch nach dem früher Gesagten Frankreich als Quelle wohl ausschließen müssen) speziell für Herkunft aus dem oberitalienisch-rätoromanischen Sprachraum.

Unsere Hypothese steht und fällt mit dem Nachweis, daß *š* vor Konsonant in Oberitalien mindestens so alt ist wie in den süddeutschen Mundarten, oder doch so alt sein kann, denn ein direkter Nachweis wird dadurch verunmöglicht, daß sich der Wandel *s* > *š* vor Konsonant in der Regel auf rein phonetischer Ebene abspielt, ohne phonologisch relevant zu werden: *š* ist nichts anderes als die automatische Realisierung des Phonems ⌜*s*⌝ vor Konsonant und kann dementsprechend in der Schrift weiter als *s* notiert werden, wird besonders dort regelmäßig als *s* notiert, wo für *š* kein eindeutiges Zeichen zur Verfügung steht. Daher dürfen wir aus mittelalterlichen Quellen in Italien weder positive noch negative Aufschlüsse erwarten[2]. – Wo die alten Texte versagen, gestatten uns die galloitalischen Kolonien oft wertvollste Einblicke in den mittelalterlichen Sprachzustand Oberitaliens. Leider sind in unserem Falle derartige Rückschlüsse nicht unbedingt zuverlässig, weil die oberitalienischen Kolonisten sich hauptsächlich in Sizilien niedergelassen haben, wo ja auch sonst die *š*-Gruppen nicht unbekannt sind. Aber einige Anhaltspunkte sind trotzdem zu gewinnen. Im östlichen Sizilien ist es gerade der Ort mit den eindeutigsten oberitalienischen Sprachmerkmalen, S. Fratello, welcher zusammen mit Piazza Armerina und Aidone durchwegs *šp št šk* (*šf*, *žb žd* usw.) aufweist[3]. Das Netz des *AIS* ist nicht dicht

[1] Zur Grenze in Kärnten cf. (außer dem *DSA*) *ZDM 1906*, 312. – Inlautendes *šp* und *šk* setzt sich etwas weiter nach Osten fort, cf. Lessiak, *Mundart von Pernegg* (Mittelkärnten), *PBB 28*, 132.

[2] Auch keine umgekehrten Schreibungen wie im Deutschen, da im Italienischen und Galloitalischen ursprüngliches *š* vor Konsonant nicht vorkommt, zudem in Oberitalien altes *š*, *ž* (vor Vokal) frühzeitig in *s*, *z* übergeht und in der Notierung der Sibilanten ein allgemeines Chaos herrscht.

[3] Piazza, *Colonie lombardo-sicule* 181, 258.

genug, um die Verhältnisse in allen umliegenden «echt»-sizilianischen Mundarten mit völliger Sicherheit zu ermitteln; aber den oben (p. 38, N 1) zitierten Karten wäre jedenfalls zu entnehmen, daß *š* vor Konsonant in S. Fratello (P. 817) – weniger deutlich in Aidone (865) – fester eingebürgert ist als in allen benachbarten Mundarten vom sizilianischen Typus, sehr viel fester auf jeden Fall als im östlichen Sizilianischen gemeinhin[1]. Salvioni hat darum wohl mit Recht angenommen (*AGI 14*, 448), daß die Kolonisten ihr *š* bereits aus Oberitalien mitbrachten und nicht erst in Sizilien erwarben[2]. – In der Basilicata zeigt nur P. 732 (Picerno) regelmäßig *šp šk*, das ist gerade jene Mundart, die als einzige unter den Aufnahmeorten des süditalienischen Festlandes deutlich galloitalische Züge aufweist[3]. – Es ist demnach zumindest wahrscheinlich, daß zur Zeit der Auswanderung und Koloniegründung (11.–13. Jh.) das *s* in Norditalien vor Konsonant bereits zu *š* geworden war.

Auch das Kartenbild läßt auf beträchtliches Alter des galloitalischen *š* + Konsonant schließen, sind es doch einerseits der Alpenrand mit Einschluß des Rätoromanischen im Norden, anderseits abgelegene Zonen im Süden der Poebene (vor allem Caliz-

[1] Cf. z. B. K. 362 stella, 463 vespa (für Aidone: 463, 1291 castagna, 171 sputare).

[2] Wenn andere galloitalische Kolonien (Nicosia, Sperlinga, Novara di Sicilia und vor allem die «dialetti lombardizzati» Piazza, p. 227, 290, 299ss.) vor Konsonant reines *s* aufweisen, so ist das kein Gegenbeweis: erstens kann *š* unter dem Druck benachbarter sizilianischer Mundarten wieder aufgegeben worden sein; zweitens ist es bei dem Mischcharakter dieser Dialekte möglich, daß eine oberitalienische Variante mit bewahrtem *s* dominiert hat.

[3] Cf. auch Lausberg, *Südlukan.*, p. 100, N 1 und 2 zu § 188, Rohlfs, *ZRPh. 51*, 254 *bǫ́šku* (Tito), 255 *rǫ́špe* (Picerno), 276 *škúḍu*, *špáγula* (Tito) usw. Die Kolonien am Golf von Policastro scheinen höchstens *šb*, *šk* zu kennen (*ZRPh. 61*, 106, 107). – Daß die waldensische Kolonie Guardia Piemontese (*AIS* P. 760) ihr *šp št šk* wirklich erst in Kalabrien erworben habe (Morosi, *AGI 11*, 386), müssen wir bezweifeln, da nur die kalabresischen Mundarten der Ostküste *šp šk* (*št*) aufweisen (Lausberg, *loc. cit.*). Hingegen *št* in Serres und Neu-Hengstett wohl durch schwäbischen Einfluß (*ZRPh. 50*, 439).

zano [P. 184] in den ligurischen Alpen und Sestola-Sologno [P. 464–453] im emilianischen Appennin[1]) – alles besonders konservative Randmundarten – in welchen die *š*-Gruppen am deutlichsten zu Tage treten. Die meisten Städte dagegen scheinen der Aussprache *šp št šk*, die ja tatsächlich etwas Bäurisch-Breites an sich hat, in jüngerer Zeit feindlich gegenüberzustehen. So dürften sich die Inseln mit *sp st sk* um Mailand, Turin, Genua, Venedig, vielleicht auch um Florenz und Rom erklären. Palermo zeigt laut *AIS* ebenfalls viel seltener *š*] als die übrigen westsizilianischen Mundarten; Neapel aber, das auch sonst durch eine robustere und unbekümmerte Volkstümlichkeit auffällt, hat *šp šk* nicht aufs Land hinaus verbannt, sondern ist selbst ein Hauptzentrum der «breiten» Aussprache in Süditalien. – Dem Streben nach einer gewissen Urbanität ist es vielleicht zuzuschreiben, wenn kleine regionale Zentren wie Domodossola (P. 116) deutlicher als ihre Umgebung *sk sp* bevorzugen[2]. Wenn anderseits auch eine besonders konservative lombardische Mundart wie diejenige des Puschlavs *š* vor Konsonant (außer vor den Palatalen *č*, *ǧ*) nicht kennt[3], so ist das ebenfalls aus der lokalen Situation heraus verständlich: in diesem abgelegenen Hochtal mit seinem gepflegten, etwas aristokratisch anmutenden Borgo[4] hat sich eine Art archaisches Musterlombardisch entwickelt, das eine gewisse Festigkeit besitzt und bis in die jüngste Zeit verschiedenen Neuerungen der umliegenden Mundarten mit kühler Reserviertheit begegnete. So hat

[1] Hier *s* > *š* nur vor Konsonant, nicht auch vor Vokal wie in der östlichen Emilia und der Romagna.

[2] Cf. z. B. *AIS* K. 1662 scrivere, scritto, 795 vescovo, 477 mosca, (171 sputare).

[3] Michael, p. 46, *AIS* P. 58 (nur *špálla* K. 122, aber *spáli* 124, *štrĩa* neben *str-*, *striúŋ* 814, 815). – Vor Palatal auch hier *š* (wie in Süditalien vor *kj*, Lausberg, *Südluk.*, § 188): *ščaf* 'schiaffo' K. 728, *męščá* 'mischiare' 744, *Puščáf* 'Poschiavo' (aber nach *AIS* K. 2 Lento-Form *Puscčáf!*).

[4] Poschiavo (das übrigens aus alter Tradition konfessionell paritätisch ist) war und ist ein kleines regionales Kulturzentrum. Hier bestand schon im 16. Jahrhundert eine Druckerei – die erste Graubündens –, in der neben italienischen auch rätoromanische Bücher gedruckt wurden.

wohl auch das «gröbere» *šp št šk* im Puschlav nie recht Einlaß gefunden (cf. ähnlich p. 69).

Weitere Fragen, die sich hier stellen – erstes Irradiationszentrum des *š* vor Konsonant in Italien? (vielleicht die Romagna, wo die Tendenz besonders persistent zu sein scheint und *s* auch vor Vokal in *š* übergehen ließ?); Zusammenhang zwischen nord-, mittel- und süditalienischem *š*]? (Kirchenstaat als Brücke zwischen Norden und Süden? Verschleppung nach Sizilien durch galloitalische Kolonisten? oder einfach Durchbruch einer latenten endemischen Lauttendenz an verschiedenen Stellen des italienischen Gebietes?) – all diese Fragen müssen hier offen bleiben. Ebenso bleibe dahingestellt, ob vielleicht gar ein alter Zusammenhang besteht zwischen dem *š* italienischer Mundarten und der Entwicklung *s* > *š*, wie sie besonders für die lateinischen Elemente des Albanischen charakteristisch ist[1]. Wir wollen einzig festhalten, daß verschiedene Gründe für hohes Alter des *š* + Konsonant in Oberitalien sprechen, daß es nach bestimmten Anhaltspunkten schon um 1000/1200 bestand und sein Vordringen bis ins Rätoromanische für noch höheres Alter spricht (vgl. dazu unten, p. 67 s.). In der Valle Cannobina (westlich des Langensees) ist s zwar in der primären Gruppe sc (usw.) zu *š* geworden (*ščála* SCALA, *ščür* OBSCURU), aber nicht mehr in s(E)CARE > *sča*, s(E)CURE > *sčü*. Aus diesem Gegensatz hat Salvioni geschlossen (*R 43*, 583), die Verschiebung des s vor Konsonant zu *š* reiche mindestens ins frühe Mittelalter zurück, denn schon die Synkope des vortonigen E in SECARE usw. muß sehr alt sein (anscheinend älter als die Sonorisierung der intervokalischen Tenues!). Jedenfalls dürften unserer Annahme, die Verschiebung des *s* zu *š* vor Konsonant sei von Oberitalien her ins Süddeutsche eingedrungen, keine chronologischen Schwierigkeiten im Wege stehen[2].

Über der gewaltigen geistigen und sprachlichen Ausstrahlung Frankreichs vergißt man gerne, daß auch an der deutschen *Süd-*

[1] Vor Vokal und Konsonant: *short* (= *šort*) SORTE, *shpirt* SPIRITU, *shtrat* STRATU, *shkâmb* SCAMNU usw., cf. *Gröbers Grundriß* I², 1052 s. – Gleicher Wandel z. T. in den nichtlateinischen Elementen, cf. BRUGMANN, *Vgl. Gramm.* (*Grundriß*) I, 2, p. 756 ss.

[2] Zur Chronologie im Deutschen cf. oben, p. 40, N 3.

grenze seit dem frühen Mittelalter eine Zone vorwiegend rezeptiver Kontaktnahme besteht, einer Kontaktnahme, die zwar oft mehr lokalen Charakter trägt[1]. Wohl ist Italien, seinem geistigen Habitus entsprechend, an den typisch mittelalterlichen Kulturformen viel weniger aktiv beteiligt als Frankreich (und liefert daher sozusagen keine Lehnwörter oder Modewörter aus der höfischen Sphäre[2]); aber als das Land, in dem die antike Tradition trotz aller Trübung am unmittelbarsten lebendig blieb, vermochte es stets eine gewisse kulturelle Faszinierung auf seine Nachbarn auszuüben, und in all jenen Bewegungen, die die allmähliche Überwindung des Mittelalters ankündigen, spielt es – schon lange vor dem eigentlichen Rinascimento – eine durchaus führende Rolle[3]. Ein gewisser kultureller (und sprachlicher) Austausch, speziell mit Deutschland, kann durch weitere Faktoren begünstigt worden sein: Italiens Zugehörigkeit zum römischen Reiche deutscher Nation, seine kirchliche Hegemoniestellung, vor allem auch der immer regere Handelsverkehr über die Alpenpässe. Ein Zeugnis für die Intensität der gegenseitigen Beziehungen liefern noch heute die «deutschen» (nicht schriftitalienischen) Namenformen italienischer Städte (wieviele französische Städte besitzen noch besondere deutsche Namen?): *Mailand*, *Venedig*, (*Padua*, *Man-*

---

[1] Cf. E. Öhmann, *Über den italienischen Einfluß auf die deutsche Sprache* (*Annales Acad. Scient. Fennicae*, B, *51,2* und *53,2*, Helsinki 1942 und 1944), I, p. 73s.

[2] Cf. Öhmann, *op. cit.* I, 72.

[3] Nicht zufällig kommt es in Italien, um nur ein Beispiel zu nennen, schon im 11. Jahrhundert zur Bildung von (laizistischen) Universitäten, welche rasch internationale Bedeutung erlangen. Über die besondere Stellung Italiens auf dem Gebiete der Kunst ist es überflüssig, Worte zu verlieren. Aber auch auf politischem Gebiet äußert sich die Abkehr von den mittelalterlichen Formen in Italien besonders frühzeitig, in der Überwindung des Feudalstaates germanisch-französischer Prägung durch die Kommunen, einer Befreiungsbewegung, die von Oberitalien auch auf deutsches Gebiet übergreift. (Man vergißt gerne, daß z. B. die urschweizerische Eidgenossenschaft bereits rund ein Jahrhundert früher in der tessinischen Eidgenossenschaft der Bleniesen und Leventiner von 1182 vorgebildet war, cf. Rossi-Pometta, *Storia del Cantone Ticino*, p. 70s.).

lua, *Genua*, *Turin*[1]), *Florenz*, *Rom*, *Neapel*, früher auch *Bern* = Verona und weitere[2].

Es kann daher nicht überraschen, wenn auch sprachliche Strömungen über die Alpen zu dringen vermochten. Natürlich sind es vor allem Wörter, die nach Norden wandern[3]; und hier ist es nun von besonderem Interesse, daß eine Form wie *chestene* (*χéštənə*) 'Kastanie', die unzweifelhaft oberitalienischer Herkunft ist, im deutschen Sprachgebiet eine ganz ähnliche Verbreitung besitzt wie das in- und auslautende *št*[4]. Das muß uns weiter in der Auffassung bestärken, diese lautliche Eigentümlichkeit (*š* vor Konsonant an Stelle von *s*) sei ebenfalls oberitalienischen Ursprungs. Die Übertragung erfolgte wohl zunächst in der Zone des unmittelbaren deutsch-romanischen Kontaktes (Tirol, Vorarlberg, Ostschweiz?[5]), vielleicht vermittels Wortentlehnungen, in ähnlicher Weise wie später das süddeutsche *št šp* auf ostfranzösische Randmundarten übergriff. In den während der kritischen Zeit verdeutschten Gebieten ist natürlich auch rätoromanischer Substrateinfluß möglich. Wenn hier die Infiltration nicht in der Grenzzone stecken blieb wie in Ostfrankreich, so kann das verschiedene Gründe haben: einmal die größere Reichweite des italienischen Einflusses, das Vordringen italienischer Lehnwörter auch ins innerdeutsche Gebiet[6], dann überhaupt ein gewisses kul-

---

[1] Dt. *Turin* beruht nicht auf der französischen, sondern zweifellos auf der oberitalienischen Form (heute piem. *Türíŋ*), vgl. auch dt. *Nizza* (= it.), nicht *Nice*.

[2] Cf. auch W. Matthias, *Die geographische Nomenclatur Italiens im altdeutschen Schrifttum*, p. 5 ss.

[3] Cf. Öhmann, *op. cit.* (p. 49, N 1), auch P. Høybye, *Nogle norditalienske laaneord* (*In memoriam Kr. Sandfeld*, København 1943, p. 94–100).

[4] Cf. J. Jud, *Probleme der altromanischen Wortgeographie*, *ZRPh. 38*, Karte V. Vgl. auch das enger umgrenzte oberitalienische Einflußgebiet auf Juds Karte IV, das völlig innerhalb der *št*-Kernzone liegt.

[5] Man darf nicht vergessen, daß sich hier (im Etschgebiet) das Deutsche seit dem frühen Mittelalter weit über den Alpenkamm nach Süden vorgeschoben hatte und umgekehrt (vom Tirol bis in die Schweiz) das Rätoromanische einst viel weiter nach Norden ausgriff als heute.

[6] Ob evtl. ein Zusammenhang besteht zwischen der Eröffnung

turelles und sprachliches Gefälle von Süden nach Norden[1] (während in Ostfrankreich die Impulse eher in umgekehrter Richtung, vom Innern nach der Peripherie verlaufen), schließlich aber auch die besondere Artikulationsweise des althochdeutschen *s*, die einer Verschiebung zu *š* an sich schon günstig sein mußte[2].

Auf die rein phonetische Seite der Erscheinung (eine ziemlich heikle Frage[3]) wollen wir nicht näher eingehen. Aber eine andere Merkwürdigkeit darf hier nicht übergangen werden: Diesem Lautwandel *s* > *š* vor Konsonant scheint eine schier unverwüstliche Lebenskraft innezuwohnen. Im Alemannischen, wo er jedenfalls seit dem 13. Jahrhundert (vielleicht aber schon bei Notker?, d. h.

des Gotthardpasses etwa anfangs des 12. Jahrhunderts (Karl Meyer, *Blenio und Leventina*, p. 13ss.) und der weiteren Verbreitung des *š* vor Konsonant im deutschen Rheingebiet, wird sich schwer entscheiden lassen.

[1] Das ebenfalls mit dem Einfluß Italiens, bzw. Frankreichs zusammenhängt. So lagen denn auch St. Gallen, Reichenau, Weißenburg im Elsaß und weitere Kulturzentren (wenn man so sagen darf) der althochdeutschen Zeit am Süd- und Südwestrand des deutschen Sprachgebietes. Im früheren Mittelalter ist sogar ein gewisser kultureller Einfluß von rätoromanischer Seite (etwa in der Ostschweiz) nicht ausgeschlossen, cf. F. Pieth, *Bündnergeschichte*, p. 25 unten (cf. auch unten, p. 53, N 1). – Es ist bezeichnend, daß im deutschen Sprachgebiet verschiedene wichtige Neuerungen im äußersten Süden ihren Anfang nehmen und sich allmählich nach Norden ausbreiten, cf. z. B. Frings, *Grundlegung*, p. 26/27, 29.

[2] Wilmanns, *Dt. Gramm.* I², p. 129, Paul, *Dt. Gramm.* I, p. 350. – Diese Besonderheit des ahd. *s* erklärt aber noch nicht die verschiedene Weiterentwicklung je nach der Stellung vor Vokal oder Konsonant. Eine ähnliche artikulatorische Disposition ist übrigens auch in Oberitalien weit verbreitet. Nach Lessiak, *Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus*, p. 94s., 98, 106, hätte in althochdeutscher Zeit überhaupt kein wesentlicher Unterschied zwischen dt. und rom. *s* bestanden. Ebenso ist die Silbentrennung vom Typus *ge-ste* (E. Beck, *PBB 36*, 229s.) auch für Italien charakteristisch.

[3] Es handelt sich nicht um eine Palatalisierung im üblichen Sinne. Die Sprachen und Mundarten, welche *s* vor Palatal in *š* überführen (z. B. rum. vor ĭ, j, kj, tj, südit. *skj* > *šk*, poschiav. *sč* > *šč* usw., cf. oben, p. 47, N 3), bewahren doch in der Regel *sp st sk* unverändert.

um 1000[1]) nachzuweisen ist, bewahrt er bis heute vor *p* und *t* seine volle Wirksamkeit[2]. Auch in jungen und jüngsten Fremdwörtern kommt er zum Durchbruch, sobald sich diese nur einigermaßen einzubürgern beginnen[3], cf. etwa schweizerdeutsch *Ašpirin* (Medikament), *Ešperanto* (die künstliche Sprache Zamenhofs), *Wešpa* (it. *vespa*, die ersten nach 1945 aufgekommenen Motorroller)[4], *tešt* (psychologische Untersuchungsmethode), (*radio-*)*špikər* usw.; auch wissenschaftliche Fachausdrücke wie *Ašpáragus* (daneben *Ašparágus!*), *Hešperis* (bot.), *gaštritis* (med.), *subštantif* und viele weitere[5].

Das *š* vor Konsonant schleicht sich gerne auch in die regionale Aussprache des «Schrift»-Deutschen oder «Schrift»-Italienischen ein. Das pflegte nicht nur, vor hundertfünfzig Jahren, Goethes kunsthistorischem Freund Heinrich Meyer aus Zürich, dem bekannten «Kun*sch*t-Meyer» zu passieren, sondern auch heute ergeht es manchem Schweizer nicht besser, wenn er «Hochdeutsch» sprechen muß. – Ganz ähnlich wird etwa im Gebiet von Neapel die mundartliche Aussprache oft auf die lingua nazionale übertragen: *ŝcusate!*, *ŝcarpa*, *ŝportello*, *ŝpedire* usw. Wir haben es offen-

[1] F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart*, p. 194.

[2] Kaum mehr vor *m n l w* (*j*). Also schweizerdt. (Zürich) *sadišt*, *špiritišt*, aber *sadismus*, *špiritismus*, *snob*, *slip*, *asfalt* usw., auch *lismə* 'stricken', *rislə* 'rieseln . . .'. Vor *k* (z. T. = *kχ*!) ist die Behandlung schwankend, in Zürich meist *s* (*skelétt*, *risggíərə*, *maskə*, *freskə* neben älterem *mušgətnuss* 'Muskatnuß' und veraltetem *tišgərírə* [discourir]); aber im Bündnerdeutschen (in Nachbarschaft des Romanischen!) *šk*: *škəlét*, *máškələ*, *riškíərən* usw. (Hotzenköcherle, *Mutten*, § 113, 1, 2), auch *škĩfārən* 'Ski fahren'. – In romanischen Mundarten ist *šk* sehr verbreitet (auch *šqu*, cf. *AIS* K. 777 Pasqua, z. B. am Rand Oberitaliens).

[3] Im Anlaut (*sp- st-*) gilt dasselbe meist auch von der «Schriftsprache»; die Behandlung ist aber z. T. schwankend, cf. W. Viëtor, *Deutsches Aussprachewörterbuch* (Fußnoten!).

[4] Spezielle Beeinflussung von *Wešpa* (*wę́špa*) durch *wā́špi* 'Wespe' ist dabei kaum anzunehmen.

[5] Die Deutung von L. Jutz, *Südvoralberg und Liechtenstein*, p. 201, ist daher wohl irrig: *s* in *list*, *blōst* usw. ist durch Analogie (nach *lesə*^{n}, *blōsə*^{n} usw.) bewahrt. – Dissimilatorische Störung liegt vor in einem Wort wie *plástiš* (Adj.) 'plastisch', danach auch das Subst. *plástik* (neuer Kunststoff).

bar mit einem jener Lautzüge zu tun, die, selbst wenn der Dialekt aussterben sollte, in der triumphierenden Koiné fortleben können und so bereits den Keim zu neuer Differenzierung in sich tragen. Im Grunde handelt es sich dabei um eine regelrechte Substratwirkung.

Die große Merkwürdigkeit aber der hier behandelten Lautentwicklung – das sei zum Schluß nochmals betont – ist ihr zweimaliges Durchsickern durch die romanisch-deutsche Sprachgrenze; zuerst, wenn ich recht sehe, von Oberitalien-Rätien[1] her durch die deutsche Südgrenze; dann aus den süddeutschen Mundarten hinüber in die ostfranzösische Randzone. Daß es sich dabei nicht um ein singuläres Phänomen handelt, zeigt unsere Kartenskizze 5: Auch bei der Lautentwicklung *u* > *ü* laufen Beziehungen über die deutsch-romanische Grenze hin und her, sei es hinsichtlich der Bewahrung des *u* oder seiner Verschiebung zu *ü*.

Wenn unsere Schlüsse richtig sind, so war – im Falle des *š* + Konsonant – Italien, speziell Oberitalien, der Ausgangspunkt jener Impulse, die Kraft genug besaßen, um zweimal die Sprachgrenze zu durchstoßen. In jüngerer Zeit dagegen ist die Erscheinung in Oberitalien selbst regressiv und nur noch am Rande in voller Vitalität bewahrt (abgesehen von den Gebieten, wo jedes *s* zu *š* wird). – Auch bei der im folgenden behandelten Lautentwicklung bietet Oberitalien ein ganz ähnliches Bild: die einstige Innovation ist im Zentrum selbst ausgelöscht und besteht, nunmehr als Archaismus, lediglich an der Peripherie fort. Sie ist heute so ausgesprochen peripher, daß man meistens annimmt, im Zentrum habe sie überhaupt nie bestanden. Woher sie dann in die Randmundarten gelangt sei, darüber pflegt man sich allerdings gerne auszuschweigen.

III. Über die Palatalisierung von C, G vor A im Romanischen (Zur sprachlichen Stellung Oberitaliens)

Die Palatalisierung der Gutturale C und G vor A ist bekannt als eines der wichtigsten Merkmale des Französischen (auch der mei-

[1] Über die Möglichkeit rätoromanischen Einflusses auf das Deutsche cf. Öhmann (oben p. 49, N 1) I, 15 s., 42 s., II, 42. Cf. auch oben p. 51, N 1.

sten Mundarten[1]), durch das es sich nicht nur vom größten Teil des Provenzalischen[2], sondern von der gesamten Südromania sehr auffällig unterscheidet. Wenn daher im Rätoromanischen die Gutturale einer ähnlichen Verschiebung unterworfen sind, so liegt es nahe, darin eine Auswirkung französischen Einflusses zu sehen. Offenbar in diesem Sinn faßte E. Bourciez[3] – ohne eine nähere Begründung zu geben – die rätoromanische Palatalisierung als ein «prolongement» der galloromanischen auf (*Eléments de ling. rom.*, § 166, ähnlich § 514b). Genauer äußerte sich Bartoli (*Miscell. Hortis* II, p. 898, N 2), welcher die Theorie aufstellte, der Lautwandel sei in vorkarolingischer Zeit über die Furka bis ins Quellgebiet des Rheins (Tavetsch) vorgedrungen, nicht aber weiter talabwärts nach Disentis, «che ... ha un linguaggio più conservativo». Wie die Palatalisierung in diesem Fall nach Mittelbünden, ins Engadin, Tirol und Friaul gelangt sei, wird leider nicht gesagt; und es ist in der Tat sehr schwierig anzunehmen, die schmale und umständliche Paßverbindung über Furka und Oberalp (die auch für Churrätien, verglichen mit den nach Italien führenden Pässen, von nur sehr untergeordneter Bedeutung war) habe bei der Übertragung eines so wichtigen und so weit nach Osten verbreiteten Lautwandels die Hauptrolle gespielt. – Später ist der Gedanke eines galloromanisch-rätoromanischen Zusammenhangs durch W. v. Wartburg wieder aufgenommen und auf breiterer Basis neu entwickelt worden (*Ausgliederung der romanischen Sprachräume*)[4]. v. Wartburgs Deutung ist, in ganz knappen Zügen, die folgende: Im nördlichen Gallien setzte die Palatalisierung bei c, g^{A} im 5. Jahrhundert ein und breitete sich vor allem nach Osten aus, so daß, noch bevor die Alemannen sich südlich des Rheins dauernd festsetzten (um die Mitte des 5. Jahrhunderts, und damit die Ver-

[1] Mit Einschluß des Südostens (Frankoprov.), aber ohne das Normannisch-Picardische.

[2] Ein breiter Streifen provenzalischer Mundarten längs der französisch-provenzalischen Grenze nimmt aber an der Palatalisierung teil.

[3] Ascoli, Gartner, Meyer-Lübke und andere hatten die Frage eines eventuellen Zusammenhangs offen gelassen.

[4] *ZRPh. 56* (1936), p. 21ss.; in der erweiterten Neubearbeitung (Bern 1950) p. 51ss. und Karten 6–8.

bindung zwischen Gallien und Rätien unterbrachen), diese Lautentwicklung auch im gesamten Alpengebiet Fuß zu fassen vermochte. Sie war «die letzte große sprachliche Verschiebung, welche Gallien mit Rätien gemeinsam hat».

Nun ist aber, außerhalb Galliens, die Palatalisierung nicht auf das Rätoromanische beschränkt. Sie erscheint mehr oder weniger ausgeprägt auch in verschiedenen oberitalienischen Mundarten der alpinen Zone, vor allem der obersten Talstufen[1] (Karte 6): Ossola, Maggia, Verzasca, Leventina, Blenio-Biasca, in den Tälern um Chiavenna, sporadisch im Veltlin und schließlich in einem großen Teil der zentralladinischen Anfizona. Da und dort reichen die Palatale ziemlich weit gegen die Poebene hinunter: abgesehen vom untern Veltlin und dem oberen Comer See[2], treten sie vereinzelt auch im südlichen Tessin und im Gebiet des Langensees auf (in Isone, Indemini, bei Brissago, in der Valle Cannobina usw.[3]), und mit dem erst 1939 – man möchte sagen: zufällig – durch Azimonti bekannt gewordenen *chian* 'cane' von Busto Arsizio stehen wir schon bald vor den Toren Mailands. Daß Mailand selbst und andere lombardische Städte die Palatalisierung kannten, dafür sprechen einzelne indirekte Belege aus dem Mittelalter (cf. unten p. 71 ss.). – Ebenso hat im Etschtal die Erscheinung früher nachweislich viel weiter nach Süden gereicht, nämlich bis auf die Höhe von Trient und ins Brescianische hinein[4]. Die Palatalverschiebung von c^A ist um 1300 oder wenig später sogar für Venedig bezeugt (*chian, chiani* 'cane, -i' bei Fra Paolino[5]). Merkwürdig (wenn auch unklar) ist genues. *ciantê* neben *cantê* 'can-

[1] Cf. besonders Salvioni, *Stud. Fil. Rom. 8* (1901), p. 1–33; zusammenfassend Rohlfs, *Hist. Gramm.* I, p. 252 s., und besonders Wartburg, *Ausgliederung*², p. 54–56 und Karten 7, 8; dazu (das Veltlin betreffend) einige Ergänzungen bei Merlo, *Profilo fonetico dei dialetti della Valtellina* (*Abh. Akad. Mainz 1951*, Nr. *15*), p. 1394.

[2] *čęn* 'cane', *čę* 'casa' in Curcio (Frazione von Colico), *AIS* P. 224, K. 1097 und 395.

[3] Cf. bes. O. Keller, *VRom. 7*, 47, 48–50; Wartburg, *op. cit.*, 55 s.

[4] Val Sugana; Storo und Bagolino beim Lago d'Idro. Cf. *St. Fil. Rom. 8*, 29, Battisti, *Popoli e lingue* 152, Wartburg, *Ausgliederung*² 54 s.

[5] Ascoli, *AGI I*, 463 s.

tiere' (Frisoni)[1], ferner *jazza* 'gazza' im Basso Monferrato[2]; und schon Ascoli hat darauf hingewiesen, daß wohl nicht alle piemontesischen Wörter mit palatalisiertem CA- aus dem Französischen entlehnt sind[3]. Auch die Mundart der Kolonie S. Fratello (*AIS* P. 817) palatalisiert C^A (G^A) in der Tonsilbe, weist aber sonst gerade in der Palatalbehandlung verschiedene nichtalpine Züge auf[4], die nach der monferrinisch-ligurischen Zone hindeuten[5]. All dies führt zum Schlusse, daß die Palatalisierung einst auch einen beträchtlichen Teil Oberitaliens umfaßt haben muß.

Zwischen der oberitalienischen und der rätoromanischen Palatalisierung besteht offensichtlich ein enger Zusammenhang: Nicht nur bilden sie in geographischer Hinsicht eine Einheit, sondern sie weisen auch gemeinsame Merkmale auf, die dem Französischen fremd sind: 1. ist der Lautwandel ursprünglich an die Tonsilbe gebunden (*čán*, aber *kavál*), eine Bedingung, die in einzelnen lombardischen und rätoromanischen Dialekten noch ziemlich klar zutage tritt[6]; 2. erfaßt die Palatalisierung (mit gleichem Resultat wie vor

---

[1] CANTHERIU 'Schiffswerft' ist gerade in Genua am frühesten zu belegen (bedeutend früher als in Frankreich, cf. *Diz. di Marina*, PRATI, *Voc. etim.*, *DEI*, *FEW*); und es ist zum vornherein schwer einzusehen, wieso die Genuesen, diese alten Seefahrer und Schiffbauer, hier einen Gallizismus (*chantier*) entlehnt haben sollten. Die Entscheidung muß aber von einer genaueren Bedeutungsbestimmung der beiden Varianten abhängen.

[2] *AGI 2*, 128, N 2.

[3] *Loc. cit.* – Cf. auch BERTONI, *AR 2*, 412, JUD, *R 45*, 278. – Zu beachten sind hier auch piemontesische Familiennamen wie *Chiantore*, *Chiappa*, *Chiorino*, *Flechia* usw. (A. LEVI, *Palatali piem.* 66, 59, 77 usw.), deren *chi* eher auf altes galloit. *č* als auf gallorom. *č*, *š* hinweist.

[4] PL > oft *č* (gegenüber siz. *kχ*, *č*, *AIS* K. 889 usw., *AGI 8*, 312, PIAZZA 252 (§ 67), *Mél. Roques* 255), alpinlomb. hingegen *py* (erst in neuerer Zeit da und dort *pč* > *č*); anlautendes C, G vor E, I > oft *ts*, *dz*, während die alpinen Randgebiete (Tessin, Novarese usw.) meist *č*, *š* und *ǧ*, *ž* bewahren (*AGI 8*, 313, PIAZZA 255, ROHLFS, *Hist. Gr.* I, p. 256), cf. *AIS* K. 909, 930, 1368, 33 (110, 162).

[5] Cf. ROHLFS, *Mél. Roques* I, 253ss.

[6] SALVIONI, *AGI 9*, 216, *St. Fil. Rom. 8*, 30, BATTISTI, *Popoli e lingue* 151s.; NICOLET, *Antrona* (*ZRPh.Bh. 79*), p. 54; LUTTA, *Bergün*, p. 151s., GRISCH, *Surmeir*, p. 56ss.

A) meist auch *c*, *g* vor *ü* (*üe*, *ö*, *i*, *e*, seltener in anderer Stellung) und zum Teil QU vor I (*čül*, *čüern*/*čörn* usw., *či* QUI), wobei es allerdings fraglich bleibt, ob die Verschiebung in allen Fällen gleichzeitig stattfand[1]; 3. ist das vorherrschende Resultat ein Mediopalatal (*č*, *ǧ*[2]).

Diese gemeinsamen Merkmale, die dem Französischen abgehen, wie auch der direkte geographische Zusammenhang, schließen eindeutig genug die Möglichkeit aus, daß Oberitalien und Rätien unabhängig voneinander, jeder Teil für sich, die Palatalisierung aus dem Französischen entlehnt hätten. Wenn also diese Lautverschiebung wirklich vom nördlichen Gallien über die heutige deutsche Schweiz nach Rätien gelangt ist, so bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, sie sei einerseits von Churrätien nach dem Tirol und Friaul, anderseits aber von den Alpen talabwärts bis in die Poebene (und nach Südwesten in die Ossola[3]) vorgedrungen. Die Annahme einer so wesentlichen Beeinflussung Oberitaliens von seiten des Rätoromanischen muß indessen, wie schon früher ausgeführt (p. 42), auf grundsätzliche Bedenken stoßen. Es wäre dies wohl das einzige wichtige Sprachmerkmal, das die Mundarten des Alpensüdhangs und der Poebene von den Rätoromanen entlehnt hätten. Weder Bourciez noch v. Wartburg haben denn auch diese Ansicht expressis verbis vertreten[4]; sie erklären ledig-

[1] Weder die geographische Verbreitung noch die Bedingungen der Palatalisierung vor A und vor *ü* usw. stimmen genau überein.

[2] Oder Varianten wie *kχ* (*kχy*, *χy* usw., *AIS* P. 310, 817). – *č*, *ǧ* in einem Teil des Friauls und Zentrallad. (z. T. deutlich sekundär, cf. ELWERT, *Fassatal* 67); seltener im Lombardischen. – Vereinzelt ist *tsy* in Campodolcino (*AIS* P. 205).

[3] Auch die Ossola, z. B. das Antronatal, zeigt durchaus den oberitalienisch-rätischen, nicht den galloromanischen Typus der Palatalisierung.

[4] Einzig BARTOLI hat an anderer Stelle (*Giorn. stor. 69*, 390) die Ansicht geäußert, ven. *chian* 'Hund' könne, wie turin. *čəvrín* 'ein Ziegenkäse', aus alpinen Mundarten entlehnt sein. Diese schematische Gleichsetzung fordert zum Widerspruch heraus: Was für die Bezeichnung eines Produktes der alpinen Milchwirtschaft richtig sein kann, gilt nicht eo ipso für den Namen eines allgemein verbreiteten Haustieres!

lich die rätoromanische Palatalisierung als einen Ableger der französischen und vermeiden es, sich über die Herkunft der oberitalienischen Palatale auszusprechen. Handelt es sich aber nicht um eine Entlehnung aus dem Rätoromanischen, sondern um eine jener alten oberitalienisch-rätoromanischen Gemeinsamkeiten, so erscheint die ganze Frage in völlig neuem Licht.

Übrigens ist auch das Vordringen des Lautwandels von Gallien über Churrätien nach dem Tirol und Friaul eine a priori ziemlich problematische Annahme. Es ist nicht zu leugnen, daß wichtigere lautliche Eigentümlichkeiten aller drei rätoromanischen Teilgebiete in der Regel (vielleicht ausnahmslos) Archaismen sind, die einst auch in Oberitalien bestanden und daher kaum von Frankreich her auf inneralpinem Wege über Graubünden und Tirol nach dem Friaul gelangt sind. – Und ein weiterer Zweifel muß hier aufsteigen: Diese Palatalisierung, die in Gallien frühestens im 5. Jahrhundert beginnt (nach anderer Ansicht aber erst im 7. bis 8. Jahrhundert[1]), die sich in der Folge nicht einmal über ganz Gallien auszubreiten vermag, müßte schon um die Mitte des gleichen 5. Jahrhunderts (vor dem Alemanneneinbruch) bis nach Rätien vorgedrungen und dort alsbald auf fruchtbaren Boden gefallen sein – in einem konservativen Gebirgsland, das sich später oft jahrhundertelang gegen von außen kommende Neuerungen sperrt. Wohl ist in der romanischen Frühzeit mit einem rascheren Entwicklungstempo zu rechnen; aber hier ist die Zeitspanne allzu kurz, und vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß Rätien bis zum 6. Jahrhundert verkehrsmäßig, politisch und kulturell hauptsächlich nach Italien, nicht nach Gallien ausgerichtet war[2].

Alles deutet darauf hin, daß Oberitalien bei der Verbreitung dieses Lautwandels eine nicht ganz nebensächliche Rolle gespielt hat und den Randzonen mit bewahrtem *ča*, *ǧa* auch hier die volle

[1] So z. B. G. Paris, *R 33*, 332, Brunot, *Histoire* I, 164, Nyrop, *Gr. hist.* I, 374, Meyer-Lübke, *Hist. frz. Gr.* (4/5.), § 164, Pope, *From Latin*, p. 128, Brunot-Bruneau, *Précis* (3. Aufl.), p. 53 (im Widerspruch zu p. 47), Dauzat, *Phon. et gramm. hist.*, p. 43, bes. auch Bourciez, *Phon. frç.* (8.), § 120, p. 172.

[2] Cf. F. Pieth, *Bündnergeschichte*, p. 12ss., K. Jaberg, *RH 6*, 52.

sprachgeographische Bedeutung von Reliktgebieten zukommt. In der Tat löst sich die ganze Frage weit leichter und natürlicher, wenn wir annehmen, die Palatalisierung sei, was die Zentral- und Ostalpen anbelangt, von der Poebene ausgegangen, dort später unterdrückt und wieder rückgängig gemacht worden und heute nur noch in konservativen Randmundarten bewahrt. Dies ist grundsätzlich die Ansicht einzelner italienischer Forscher (Battisti[1], Gerola[2]), wobei allerdings politische Erwägungen den wissenschaftlichen vorangegangen sein mögen; aber auch ein unverdächtiger Zeuge wie Bertoni, und sogar Jud, der irredentistisch inspirierten Theorien sonst durchaus nicht wohlwollend gegenüberstand, haben sich in ähnlichem Sinne geäußert[3]. Es ist hauptsächlich die geographische Lagerung des *ča*, *ǧa* (*čü* usw.) in einem Kranz am Nordrand Oberitaliens, welche diese Deutung geradezu aufdrängt. Um aber Anspruch auf Gültigkeit zu erheben, bedarf sie zunächst der Abklärung in chronologischer Hinsicht.

Was **Graubünden** betrifft (um mit dem neuralgischen Punkt zu beginnen), stehen sich die Meinungen schroff gegenüber: v. Wartburg verlegt, wie wir sahen, die Anfänge der Palatalisierung für Churrätien ins 5. Jahrhundert (muß sie ins 5. Jahrhundert zurückverlegen, weil später der effektive Zusammenhang mit dem Galloromanischen unterbrochen war[4]); Battisti hingegen versucht nachzuweisen[5], daß die Verschiebung in Graubünden nicht vor dem 15. Jahrhundert, in den Dolomiten eher noch später erfolgt sei. Der Streit geht also um nicht weniger als ein rundes Jahrtausend – auch im Dunkel vorliterarischer Epochen keine alltägliche Kleinigkeit! Wenn Battisti recht hat, so wäre das ein völlig eindeutiger Beweis gegen französische Herkunft der Pala-

---

[1] *Popoli e lingue* (1931), 151ss.; *Storia della questione ladina* (1937), 44s., N 1, 48ss.

[2] *Correnti linguistiche*, *AAA 33* (1938), 587s., *34*, 204ss.

[3] *Nuova Antologia 1937*, luglio-agosto (= vol. *342*), p. 112; *VRom. 11* (1950), 272, N 1 am Ende.

[4] Der spätere Zusammenhang mit dem fränkischen Reich war ziemlich lose und brachte germanische, nicht galloromanische Einflüsse mit sich (cf. Pieth, *Bündnergeschichte*, p. 33s., 35, C. Pult, *Rätia Prima* [SA., p. 24, *RLiR 3*, 178]).

[5] Cf. oben N 1, bes. *Quest. ladina* 44, N 1, 50.

talisierung, denn im 15. Jahrhundert war jede unmittelbare Verbindung zwischen Frankreich und Rätien längst abgerissen.

Battisti hat insofern recht, als sich die Palatalisierung im Rätoromanischen durch direkte Belege nicht vor dem Ende des 14. Jahrhunderts nachweisen läßt[1]. Das ist indessen kein sicherer Beweis, denn was lag näher, als ein mehr oder weniger stark palatalisiertes romanisches *k* (*ḱ*, *č*) in lateinischen Aufzeichnungen (bei Ortsnamen usw.) durch den Buchstaben *c* wiederzugeben oder im Deutschen durch den geläufigen Guttural zu ersetzen[2]? Für das Lombardische nimmt Battisti gewiß zu Recht an, die Palatalisierung habe im 12./13. Jahrhundert bereits bestanden; aber er ist ebenfalls nicht in der Lage, auch nur einen einzigen direkten altlombardischen Beleg beizubringen. Obwohl also Battistis Beweisführung nicht in allen Punkten unanfechtbar ist[3] und Schlüsse ex silentio immer gefährlich sind, mahnt das Fehlen früher Belege

---

[1] *Popoli e lingue* 73s., 162s., *Quest. lad.* 50s., N 1.

[2] Auch später, als die Palatalisierung längst eingetreten war, kommen immer noch Schreibungen mit bloßem *c* vor (z. B. in Zernez *Piz d'Campatsch* neben *Porta d'Chiampsech*, beide 1724, *Rät. Namenbuch* I, 414), und auch in *ON* heute noch romanischer Gebiete wird rät. *č* im Deutschen oft durch *k* ersetzt (*Scanfs*, *Campfer* usw., cf. R. v. PLANTA, *Sprachgeschichte von Chur*, p. 17 [= *Bündn. Monatsbl. 1931*, p. 113]). Zu *g-*, *k-* im Deutschen cf. auch *ON* wie *Gestelen* < CASTELLIONE, *Gampel* < CAMPELLU, *Galmitz* (frz. *Charmey*), *Kalmis* (*Charmoilles*) usw. in der Westschweiz.

[3] Wenn BATTISTI glaubt, die Dörfer des oberen Heinzenbergs «ignorano in tutti i casi la palatalizzazione di *c*, *g* avanti *a* tonica e atona in posizione iniziale o interna» (*Popoli e lingue* 151 = *Quest. lad.* 49, N 1 [statt *Prüz* lese man *Präz*, statt *Veulden* im 2. Werk *Flerden*]), so befindet er sich durchaus im Irrtum, wie aus seinem eigenen Dialekttext von Dalin hervorgeht (*ZRPh.Bh. 49*, p. 104: *ˈχapī* 'Hut', *ˈχę* 'Haus'); cf. *AIS* P. 14 (K. 948, 993, 842, 392, 1079 usw.), *Rät. Namenbuch* I, 129ss. (schon 1592 *Chiankhür* für heutiges *Cantgir* in Präz), LUZI, p. 45s. (45 u. korr.!), *DRG* II, 499 und Karte p. 500 (*beč* auf dem oberen Heinzenberg, *bec* am untern Heinzenberg und im Domleschg). Es ist gerade umgekehrt: der obere Heinzenberg zeigt etwas häufiger Palatalisierung als die tiefer gelegenen Dörfer. Der Lautwandel breitet sich also offenbar im Sutselvischen nicht in neuester Zeit aus (wie BATTISTI annimmt), sondern ist auch hier eher regressiv.

doch zur Vorsicht, um so mehr als vom 14./15. Jahrhundert an und in später verdeutschten Gebieten sichere Spuren nachweisbar werden[1].

Nun ist aber R. v. Planta auf indirektem Wege zu ganz andern Schlüssen gelangt, auf die sich denn auch v. Wartburg stützen kann[2]. Bekanntlich hat im Churer Rheintal und im Prätigau, zum Teil wohl auch in der Surselva, eine Regressionsbewegung zur Wiederherstellung der Gutturale geführt. Dabei sind bisweilen falsche Rückbildungen entstanden, indem auch aus t^i, d^i entstandenes *č*, *ǧ* zu *k*, *g* (statt zu *t*, *d*) restituiert wurde; z. B. *kimúŋ* (< **čimúŋ*) *TIMONE, *paškira* (< **paščira*) PASTURA, *ragiš* (< **raǧiš*) RADICE in Domat/Ems; dann, im verdeutschten Gebiet, Flurnamen wie *Cargí(n)* CURTINU < *COHORTINU in Trimmis (nördlich von Chur), *Carggí*, *Curkin*, *Ärgeggín* in Grüsch, Schiers und Küblis (Prätigau)[3]. Aus verkehrspolitischen Erwägungen hat R. v. Planta geschlossen (*RLiR 7*, 88s.), diese Regression habe

[1] Cf. BATTISTI, *Popoli* 73, 153. – Im Friaul nach den von JOPPI publizierten Texten (*AGI 4*, 188ss.) erstmals 1380 *chia-* (*chianzunetto*, p. 193), dann 1394 *chiandilirs*, *chialis*, *chiosis* (p. 196s.), von 1400 an zahlreiche Belege (p. 199ss., auch für *gia: pagia* 200, [*paiat*, *payat* usw. 204s., 208], *Margiaretto* 201 usw.); Schreibungen mit bloßem *ch* bezeichnen aber den reinen Guttural! – Im Alttergestinischen ist von 1440 an *chia-* belegt (ASCOLI, *AGI 4*, 364). – Im Südtirol nach BATTISTI, *Popoli* 75, erster Beleg um 1450 in Funès. – In Graubünden, wenn ich recht sehe, erst 1456 *Peidra agiüda* (Segl/Sils, *Rät. Namenbuch* I, 447), 1492/1564 *Chiampfaer* (Scanfs, *ibid.* 418) (Schreibungen mit bloßem *ch* sind in der Frühzeit nicht eindeutig, cf. z. B. Scanfs 1458 *Chunkabella* usw., = *k*-! In der Chronik Goswins *Campaz*, nicht *Chiampalsch*, *RN* I, 401). Im Rheingebiet (zunächst Surmeir) 1539 *Fop in Davos Baselgia* (Bergün, *op. cit.*, p. 240), 1558 *Chiantel* (Tiefenkastel, 196), 1595 *Gyanda* (Savognin, 209); im eigentlichen Rheintal vor 1600 wohl nur das vereinzelte und suspekte *Galgyera* (CALCARIA?) von 1450 (Tamins, *op. cit.*, 117) und *Chiankhür* 1592 (Präz, unpubl. Material), obschon hier seit 1346 die Graphie *tg*, *gt* für *č* < CT, t^i usw. bezeugt ist, cf. *Curtgin* in Untervaz (immer nach *Rät. Namenbuch* I, p. 319), 1365 *Vinea streitgia* (STRICTA) in Zizers (p. 310), 1386 *Salyegt*, *Truygt da Cauras* in Valendas (p. 96).

[2] *Ausgliederung*², p. 53s. und 57 oben.

[3] v. PLANTA-SCHORTA, *Rät. Namenbuch* I, p. 313, 283, 279, 259.

bereits im 8. Jahrhundert stattgefunden. Das würde natürlich bedeuten, daß die Palatalisierung selbst noch älter wäre, und so kommen wir doch wieder in die Nähe des durch v. Wartburg postulierten 5. Jahrhunderts. Battisti hat es unterlassen, sich mit diesem wichtigen Argument auseinanderzusetzen (wie v. Wartburg seinerseits nicht auf Battistis Darlegungen eingeht).

Wie ansprechend aber v. Plantas Deutung im übrigen sein mag, so muß die Datierung der Regression auf das 8. Jahrhundert doch bezweifelt werden, denn durch direkte Zeugnisse läßt sich nachweisen, daß sie rund 800 Jahre später stattgefunden hat. Nicht nur erscheint der erwähnte Name *Gargí(n)* (Trimmis) noch gegen Ende des 14. Jahrhunderts urkundlich als *Curtin*, *Carggí* (Grüsch) 1556 als *Gurtyn* und *Gurthyn* (evtl. = *-čin?*[1]) – was ja zur Not als bloße Anlehnung an eine traditionelle Schreibweise abgetan werden könnte –, sondern wir besitzen z. B. für den Flurnamen *Ärmiggín* (AGER MARTIN[I]) in Fideris (*Rät. Namenbuch* I, 270) die folgenden urkundlichen Belege, die ich Herrn Dr. A. Schorta verdanke: 1544 *Ägrmartgin* (= *-čin*[2]), 1589 *ärmettyn* (*-čin*, *-tin?*), 1681 *Aermakhin;* weiter für den Namen *Cuntermaggín* in Klosters-Serneus (*op. cit.* p. 250) die Formen: 1485 *Gundermargin* (*-čin* zu lesen?), 1514 *Guntermartgyn* (zweifellos *-čin*), 1747 *Guntermagin* (*-kin*, dt.!). Aus diesen Beispielen ist ersichtlich, daß im Prätigau die Regression von *č* zu *k* (bzw. zu *t*, cf. N 1) im Anfang des 16. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen war. Vermutlich ist sie in den folgenden Jahrzehnten, d. h. in der Zeit der endgültigen Verdeutschung[3], durchgeführt worden. Da nun die Entpalatalisierung im Prätigau mit derjenigen des Churer Rheintals direkt

[1] Cf. *Curtgin* 1346 in Untervaz (*Rät. Namenbuch* I, 319) (*tg* = *č*) und besonders *Gurtginly*, *Gortginli* 1513 in Jenaz, welches nicht «falsch» zu **Carggínli*, sondern «richtig» zu *Cartínli* (*op. cit.* I, 272) restituiert worden ist. Diese und die folgenden urkundlichen Formen verdanke ich dem freundschaftlichen Entgegenkommen von Herrn Dr. A. SCHORTA, welcher mir Einblick in das gesamte unpublizierte Material des *Rät. Namenbuches* gewährte und von dessen etymologischer Deutungsarbeit ich hier weitgehend profitieren darf.

[2] *tg* ist bis heute die normale rheinbündnerische Graphie für den Laut *č*.

[3] Cf. C. PULT, *Rätia Prima*, p. 29 (*RLiR 3*, 183).

zusammenhängt, liegt es nahe, sie dort ähnlich zu datieren, d. h. im wesentlichen nicht über das 15. Jahrhundert zurückzuverlegen[1]. – Hier wird man vielleicht einwenden, durch die Belege aus dem 16. Jahrhundert werde die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß dieselbe Regression auch schon in früheren Jahrhunderten stattgefunden habe. Aber damit ist nicht viel gewonnen, denn nach R. v. Planta muß sie im 8. Jahrhundert und nicht wesentlich später erfolgt sein (da sie andernfalls, nach seiner eigenen Überlegung, vor allen auch das Hinterrheintal erfaßt haben müßte: die Datierung auf das 8. Jahrhundert hat nur einen Sinn, wenn sie mehr oder weniger exklusiv gilt[2]). Außerdem setzt diese Datierung voraus, daß schon im 8. Jahrhundert die Resultate von t^i, d^i, (CT) und von c^A, g^A identisch waren (*č*, *ǧ*); sonst hätten sie schwerlich gemeinsam zu *k*, *g* zurückgeführt werden können. R. v. Planta hat aber selber für das 8. bis 10. Jahrhundert erst eine Vorstufe k^ia aus CA angesetzt[3], eine Lautphase, die t^i auf dem Wege zu *č* gewiß nie durchschritten hat. Und hier taucht unvermutet eine weitere Schwierigkeit auf:

Das Albulatal von Bergün bis Lenz unterscheidet noch jetzt sehr deutlich zwischen den Resultaten von t^i, d^i (> *ts*, *dz* oder *s*, *z*) und von C, G vor A, *i* (> *č*, *ǧ*); z. B. in Bergün *kurtsə́ŋ* COHORTINU,

[1] Zum Zeitpunkt der Verdeutschung von Chur cf. R. v. PLANTA, *Über die Sprachgeschichte von Chur*, p. 19 (*Bündn. Monatsbl. 1931*, p. 115).

[2] Daß neben der Gegend von Chur (Ems, Trins usw.) auch die Surselva sich den Palatalen gegenüber abweisend verhält, erklärt sich wohl z. T. aus dem konservativen Charakter dieses Gebietes: es handelt sich hier vermutlich nicht nur um Regression, sondern auch um ursprüngliche Resistenz. Nur bis Breil/Brigels erscheinen (talaufwärts) Spuren eines Wandels A > *e* nach C, die auf alte Palatalisierungsneigung schließen lassen (GRISCH, *Surmeir*, p. 53, N 1). Weiter ist bemerkenswert, daß die Rückführung von **paščira* usw. in Disentis zu *paštira* führt (LUTTA, p. 204, N 2), nicht zu *paškira* wie in Ems; das heißt, die surselvische Palatalbehandlung ist nicht ohne weiteres mit derjenigen des Churer Gebietes zu verbinden, sondern hat ihre eigene Geschichte.

[3] *Die Sprache der rät. Urkunden des 8.–10. Jahrhunderts* (in HELBOK, *Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein*, p. 69 der Einleitung).

dzekr DICERE gegenüber *čaŋ* CANE, *ǧat* *GATTU, *čina* CUNA, *čiərp* CORPU; ähnlich Vaz und das Schams (*č*, *ž* gegenüber *č*, *ǧ*: *kurčin*, *žir* usw.)[1]. Diese Sonderentwicklung von t^i, d^i zu *ts*, *dz* oder *č*, *ž* (die übrigen bündnerromanischen Mundarten haben auch in diesen Fällen *č*, *ǧ*[2]) ist offenbar jüngeren Datums. In Bergün ist sie für das 17. Jahrhundert reichlich bezeugt[3]; aber da sie auf ein so kleines und wenig in sich geschlossenes Gebiet beschränkt ist (im Schams hat sie nicht einmal die höher gelegenen Dörfer erreicht[4]), ist die Wahrscheinlichkeit äußerst gering, daß sie schon im früheren Mittelalter stattgefunden hat. Demnach waren die Lautwerte von c^A, g^A und von t^i, d^i im Bündnerromanischen – da sie bei der jungen Sonderentwicklung eines kleinen Teilgebietes so sauber getrennt blieben – bis in nicht allzu ferne Vergangenheit noch deutlich verschieden. Schon darum darf die gemeinsame Regression von c^A und t^i zu *k* (die bereits identische Resultate voraussetzt) im Rheintal kaum bis ins 8. Jahrhundert zurückverlegt werden.

Die eigentümlichen Lautverhältnisse des Albulatals und des Schams sind aber noch in anderer Hinsicht bemerkenswert. Auch in diesen Mundarten ist als Vorstufe von *ts*, *dz* (bzw. *č*, *ž*) sehr wahrscheinlich gemeinbündnerisches *č*, *ǧ* anzusetzen[5]. Daraus er-

---

[1] LUTTA, *Bergün*, p. 138, 202ss., GRISCH, *Surmeir*, p. 104s., 171.

[2] *kurčín*, *ǧir;* so einst wohl ziemlich allgemein, auch im Engadin (cf. SCHORTA, *Müstair*, p. 129, LUTTA, p. 204); später zum Teil Rückbildung zu *kurtín*, *dir*.

[3] In der *Susanna*. Cf. außerdem 1641 *Curzin* in Alvaschein (heute *Curschigns:* Gasse, die an zwei Baumgärten vorbeiführt, also schon aus sachlichen Erwägungen zu *curtgin* 'Baumgarten' COHORTINU [SCHORTA]); dazu vielleicht auch *Gursching* 1577 in Donat (Schams, *Rät. Namenbuch* I, 160). Gewisse Anhaltspunkte für die Datierung gibt die Belegreihe: 1380 *Martinun*, 1546 *Marzinun*, heute *Martschinéun* in Vaz (wohl MARTIN-ONE, genetivischer Obliquus zu MARTINUS).

[4] GRISCH, *Surmeir*, p. 106, N 2.

[5] So auch LUTTA, p. 274/75, GRISCH 172, N 1. – Vor allem ist hier zu bedenken, daß im Albulatal und Schams auch J, DJ-, intervok. G vor E, I und -GJ- zu *dz* (*z*), bzw. *ž* geworden sind (Bergün: *dzukf* JUGU, *mēts* MAJU, *dzo* DEORSU, *lǐdzər* LEGERE, *kurédza* CORRIGIA, cf. LUTTA, p. 284 usw., GRISCH 102ss., 171). In allen diesen

gibt sich, daß zur Zeit der relativ jungen Weiterverschiebung zu *ts*, *dz* usw. die Resultate von C und G vor A, *i* (usw.) vermutlich noch nicht bei *č*, *ǧ* angelangt waren, sonst wären sie ebenfalls mitverschoben worden. Es ist auch darum nicht ratsam, den Beginn der rätoromanischen Palatalisierung von C, G^A allzu weit ins Frühmittelalter zurückzuverlegen – ein Grund mehr gegen Einführung des Lautwandels aus Gallien (welche nach dem 5. Jahrhundert kaum mehr möglich war), für sein Eindringen von Oberitalien her (mit dem der Kontakt auch später gewahrt blieb)[1].

Nun aber zum zeitlichen Ablauf der Palatalisierung in **Oberitalien** selbst! Durch die altvenezianischen Belege und die galloitalischen Kolonien in Sizilien und Lukanien (S. Fratello und Novara[2], Spuren in Potenza und Trécchina[3]) wird ihr Bestehen für das 13./14. bzw. 11./13. Jahrhundert gesichert. Im übrigen ist

Fällen ist direkte Entwicklung zu *dz* äußerst unwahrscheinlich, vielmehr als Vorstufe gemeinbündnerisches *ǧ* anzunehmen. Demnach hat im Albulatal tatsächlich einmal eine Entwicklung *ǧ* > *dz* stattgefunden, und es liegt auf der Hand, daß auch das Resultat *ts*, *dz* aus t^i, d^i (gegenüber *č*, *ǧ* der übrigen Mundarten) damit zusammenhängt. Das heißt: auch in diesem Fall wird als Vorstufe gemeinbündnerisches *č*, *ǧ* anzusetzen sein. Bei CT, dessen Entwicklung parallel verläuft (Bergün *nwëts*, Vaz *noč* NOCTE), ist eine allgemeine Vorstufe *č* ebenfalls nicht unwahrscheinlich (cf. LUTTA, p. 207 ss.).

[1] Tatsächlich ist die Palatalisierung in jenen Täiern Graubündens am stärksten verbreitet, die dem lombardischen Einfluß eher zugänglich sind: Engadin (bes. Oberengadin, *RLiR 7*, 86), Surmeir, z. T. Hinterrheintal. Ob in dieser Hinsicht ein Zusammenhang zwischen Medels-Tavetsch und dem Bleniotal oder gar eine Beziehung zum Altromanischen des Urserentals besteht (welches seinerseits über den Gotthard mit der Leventina und über die Furka mit dem Oberwallis in Kontakt stand), vermag ich nicht zu entscheiden. (Über die Palatalisierung im Bleniotal cf. BUCHMANN, p. 61 ss., KELLER, *VRom. 7*, 47, N 1, und 49; über die Möglichkeit lombardischen Einflusses in Medels-Tavetsch im allgemeinen CADUFF, *Tavetsch* 186, dann z. B. auch GARTNER, *Gramm.* 186 [*sié* gegenüber *rezǧá*], *DRG* II, 521a unten [*brocca*] usw., besonders auch v. PLANTA, *RLiR 7*, 91).

[2] *St. Fil. Rom. 8*, 32, N 1; *AGI 8*, 313 und 417; *14*, 445; PIAZZA, *Colonie lomb.-sic.* 254 s., 286.

[3] ROHLFS, *Hist. Gramm.* I, 253.

es um Belege schlecht bestellt. Wenn zwar aus lateinischen Urkunden keine sicheren Anhaltspunkte für palatale Aussprache zu gewinnen sind[1], so will das nicht viel heißen (cf. oben p. 60); aber auch nach Beginn der vulgärsprachlichen Überlieferung, und als im Friaul die Schreibungen *chia-*, *gia-* immer häufiger werden (etwa von 1400 an, cf. p. 61, N 1), sind aus der Poebene, soviel bekannt geworden ist, kaum Belege beizubringen. Es drängt sich daher die Vermutung auf, die Palatale seien in der Ebene schon in vorliterarischer Zeit zurückgebildet oder am Aufkommen verhindert worden; doch sind, in Anbetracht des Wirrwarrs verschiedenster Graphien[2], auf Grund der alten Texte überhaupt keine sicheren Schlüsse möglich.

Da auch das Kriterium der relativen Chronologie zunächst nicht viel weiterhilft[3], wollen wir uns den Möglichkeiten der

[1] Schreibungen mit *ch* (etwa *Lauchade* = Locate (?), dreimal Anno 771, Schiaparelli, *Cod. dipl. Longob.* II, p. 332 s.) besagen überhaupt nichts. Siehe auch folgende Anmerkung.

[2] *c* und *ch* werden vor hinteren (bisweilen sogar vor vorderen) Vokalen unterschiedslos für den Laut *k* verwendet, cf. z. B. *AGI 12*, 381; *St. Rom. 4*, 82; in den Texten aus Lio Mazor (ed. Levi): *Marcho*, *chiuncha* (p. 14), *Marco barcharol* (15), *tochà*, *tocò*, *Nicholò* (16) usw.; bei Fra Paolino (ed. Mussafia) *chasa* neben *casa* (p. 5), *chose* neben *couse*, *cosse*, *cosa* (p. 6) usw. – Anderseits werden sowohl *chi* als *ci* (*ce*) für den Laut *č* (*č*) gebraucht; seltener hat sogar bloßes *c*, *g* vor *a*, *o*, *u* den Wert von *č*, *ǧ!* (*AGI 12*, 382; altgenues. *caito* = *čaito*, *AGI 15*, 9, *R 19*, 486). – Andere Zeichen für *č* sind *g*, *gh*(*i*), *cl* usw. (cf. *AGI 14*, 233, N 3), vgl. z. B. das Nebeneinander von *chiamai*, *giamai*, *ghiamar; chiaueli*, *ghiaueli; chierei*, *ghierei*, *giere* usw., *AGI 14*, 329 s. Über *clera* = *čera* cf. Meyer-Lübke, *Abh. Sächs. Ak. 86, 2*, p. 82. – Die Graphie der Gutturale und Palatale in altoberitalienischen Texten kann nicht anders denn als chaotisch bezeichnet werden.

[3] Schon weil die daraus gewonnenen Schlüsse sich bloß auf die Randgebiete beziehen, wo die Palatalisierung noch besteht, aber wahrscheinlich erst viel später eintrat als in der Ebene. Auch die Palatalisierung vor *ü* ergibt keine eindeutigen Anhaltspunkte, da das Alter des *ü* selbst sehr umstritten ist und zudem die Palatalisierung vor *ü* und A nicht unbedingt gleichzeitig erfolgt sein muß. Es ist auch große Vorsicht am Platz, weil einzelne Wörter aus Nachbarmundarten eingewandert sein können. So ist alpinlomb. *ko* 'Kopf' (*St. Fil. Rom. 8*, 33) wohl nicht bodenständig, sondern

sprachgeographischen Interpretation zuwenden. Dabei ist zu beachten, daß das sprachliche «Gefälle» am Nordrand Oberitaliens (entsprechend den orographischen Verhältnissen) außerordentlich steil ist, das heißt: fortschrittliche, konservative und ultrakonservative Mundarten folgen sehr dicht aufeinander (viel dichter als etwa am Rande Nordfrankreichs). Dementsprechend dauert es oft unendlich lange, bis eine aus der Poebene vordringende Neuerung die äußerste Peripherie erreicht. So bleiben die Gruppen *pl, bl, fl* und zum Teil *kl-, gl-* nicht nur im Rätoromanischen, sondern auch in einzelnen oberitalienischen Randmundarten bis heute mehr oder weniger unversehrt[1], obschon die Entwicklung zu *pj, bj, kj* (> *č*) usw. in der Poebene (inkl. Venedig) und Ligurien seit dem 13./14. Jahrhundert reichlich zu belegen ist[2] und sich bis über das 11. Jahrhundert zurückverfolgen läßt[3]. Ähnlich verhält es sich

aus der Ebene eingedrungen (cf. auch *-čó* < -CATU, Partizipialendung, *loc. cit.*, N 7). CAPUT 'Kopf' ist im Lombardischen gegenüber TESTA wohl nur ein scheinbarer (im Rätischen und in Istrien aber ein wirklicher) Archaismus, denn die konservativeren alpinlombardischen Mundarten weisen in der Regel TESTA auf (Barsegapè noch *testa* neben *co*), welches erwartungsgemäß vor der «urbaneren» Form der Metropole zurückweicht.

[1] MEYER-LÜBKE, *Abh. Sächs. Ak. 86, 2*, p. 48ss., 45s.; BERTONI, *It. dial.* 98s.; ROHLFS, *Hist. Gr.* I, p. 294 (297 usw.), cf. aber über Bonvesin usw.: MEYER-LÜBKE, *op. cit.* 46, und VIDOSSICH, *St. Rom. 4*, 71, 82! – Für das Veltlin speziell MERLO, *op. cit.* (p. 55, N 1), p. 1371, 1387ss., und Karten Nr. 14–18.

[2] Z. B. *giamao, piaxe, dibli* 'devi' (679) bei Barsegapè; *chiama, piaçete, biastemava* im Laudario dei Battuti di Modena; *piaza, vechio* usw. bei Gerard Pateg, *flibiadhura* 'affibbiatura' bei Uguçon; *bianca, fior, piaxe, chiama* im Tristano Veneto (*St. Rom. 4*, 71); altgenues. bereits 1194 *č* aus PL, vgl. *chaidejai, chu, deschasei, chevei* in der bekannten Tenzone des Raimbaut de Vaqueiras.

[3] Besonders aufschlußreich sind hier die urkundlichen Formen des Ortsnamens *Capiaa* (= Capiate, beim Ausfluß der Adda aus dem Comer See): 745 (ex. apographo) 2mal *Clapiate;* 835 (?) *Clapiadam;* 880 3mal *Clepiate;* 885 *Clapiate;* 893 (ex apogr. s. XII) *Capliate;* 951 *Cleapiate;* 988, 997 und 998 *Capiate* (PORRO, *Cod. dipl. Langobardiae, Hist. Patr. Mon. 13*). Der ursprüngliche Anlaut *Cl-* ist also viel zu gut bezeugt, um als unechte Graphie betrachtet werden zu dürfen (so zögernd OLIVIERI, *Diz. top. lomb.* 156); vielmehr muß die Form mit *Ca-* aus der älteren mit *Cla-* auf lautlichem

(Karte 6) mit peripher bewahrtem *č*, *ǧ* oder *š*, *ž* aus C, G[E,I] und J gegenüber (*l*)*s*, (*d*)*z* in der Poebene (daselbst schon vor dem Jahre 1000 nachzuweisen)[1], mit *-ḷ-* aus LJ (in der Poebene *-j-* seit den ältesten Texten[2]), mit sporadisch erhaltenem *-s* in unbetonter Endsilbe[3] (im Zentrum Oberitaliens schon vorliterarisch geschwunden, abgesehen von einigen Sonderfällen), usw.

Vergleichen wir nun die Palatalisierung von C, G[A], so fällt auf, daß sie, im Gegensatz zu den eben erwähnten lautlichen Verschiebungen, bis an die äußerste Peripherie gelangt ist, vermutlich also

Wege abgeleitet werden. Ob dies nun durch Dissimilation (*kj – pj* > *k – pj*) oder durch Entpalatalisierung des anlautenden *kj-* (p. 72) erfolgt, so muß auf jeden Fall angenommen werden, CL- sei im 10. Jahrhundert bereits auf der Stufe *kj-* angelangt. Die Schreibung *Capliate* (statt *Capiate*) 893/12. Jh. zeigt außerdem, daß spätestens im 12. Jahrhundert auch PL über *plj* zu *pj* geworden war, sonst wären *pli* und *pi* nicht als graphische Äquivalente verwendbar gewesen. – Vgl. weiter altgenues. (lat.) 1049 *ponpliana*, 1077 *Ponpiana* (*AGI 14*, 48). – Inlautendes C'L, G'L war im Genuesischen bereits spätestens um 1000 zu *ǧ* geworden: vgl. die umgekehrten Schreibungen 1005 *oglerio*, 1097 *auglerius*, *auglerio* = *PN* Ogerio (*AGI 14*, 8); auch lomb. schon im 11./13. Jahrhundert *Veglevano*, *Veglivino* = *ON* Vigévano (am Tessin, sw. von Mailand, 1058 *Vigevine*, OLIVIERI 579), im 12. Jahrhundert *Veglantino* neben *Vigintino* usw. (Frazione von Mailand, *ibid.*, p. 578). Im Anlaut GL- > *ǧ* zuerst bezeugt durch genues. *de iarolo* (= glareolo) 1143 (*AGI 14*, 7).

[1] Z. B. Anno 752 (Kopie des 11./12. Jh.s) *Persisido* PERSICETUM in Modena (SCHIAPARELLI, *Cod. dipl. Longob.* I, p. 292.5, 294.1); 900, 913 *Gendubio*, *Sendobio* (= Zandobbio, östl. Bergamo), 1000 *Silavingo*, *Celavengo* (= Sillavengo, nw. Novara), 1046 *Zenevredo* (sö. Pavia, JUNIPERETUM), 1081 *Zisano* (= Cesano bei Mailand) (alle nach OLIVIERI, p. 587, 193, 589, 188); ligur. 965 *zinestedo* (?), 1017 *Zumin*[*iani*] (*AGI 14*, 10); altven. seit den frühesten Texten leicht zu belegen; cf. auch die Verhältnisse in S. Fratello (oben, p. 56, N 4). – Heute gehen nördlich von Mailand altes (alpinlomb.-rät.) und sekundäres *č*, *ǧ* (*š*, *ž*) (mailändisch wohl größtenteils restituiert aus *ts*, *dz*) direkt ineinander über, cf. ROHLFS, *Hist. Gr.* I, p. 255, 256s.

[2] Und schon vorher in lateinischen Urkunden, z. B. *quinque miia* (= milia), VIGNATI, *Cod. dipl. Laudense*, p. 151 (Urk. von 1147 aus der Gegend von Lodi). – Aus *-j-* genues. schon im 12. Jh. *ǧ* (*AGI 14*, 6).

[3] WARTBURG, *Ausgliederung*², p. 26ss., ROHLFS, *op. cit.*, 498s.

in Oberitalien ein sehr hohes Alter besitzt. Auf einer ähnlichen Stufe wie *pj*, *č* usw. (gegenüber *pl*, *kl*) oder wie *-z-* < intervok. $c^{E, I}$ (gegenüber peripherem *-ž-*) steht nicht die Palatalisierung selbst, sondern die spätere Regression (Wiedereinführung der Gutturale), cf. Karte 6. Und wie das Vordringen von *pj*, *č* usw. gegenüber *pl*, *kl*, so läßt sich in jüngster Zeit auch die Ausbreitung von *ka*, *ga* auf Kosten des älteren *ča*, *ǧa* (oder ähnlich) in einzelnen alpinlombardischen Talschaften direkt verfolgen. Buchmann konnte um 1920 im Bleniotal verschiedentlich nur mehr gutturales *k*, *g* feststellen, wo Salvioni gegen Ende des letzten Jahrhunderts noch *č*, *ǧ* notiert hatte[1]; und vom Bergell her dringt die Regression bereits in rätoromanisches Gebiet vor, durch eines der Tore, die – vor Jahrhunderten – wohl auch der Palatalisierung Einlaß gewährten: über den Septimerpaß nach Bivio und weiter nach Marmorera[2]. Im Veltlin ist das junge Zurückweichen der Palatale ebenfalls noch beinahe greifbar[3]; nach dem Resultat *ke* < CA einiger Weiler bei Brusio[4] und dem vereinzelten *chiemp* von Brusio selbst[5] zu schließen, hat die Palatalisierung einst auch im untersten Abschnitt des Puschlavs bestanden (dagegen scheint sich der Flecken Poschiavo reservierter verhalten zu haben, cf. dazu p. 47 s.). Weitere Fälle von junger Regression bei Battisti, *Popoli e lingue* 152 (Trentino usw.), und O. Keller, *VRom.* 7, 47, 49 s. (Tessin); cf. zum Ganzen insbesondere v. Wartburg, *Ausgliederung*[2] 54 ss.

Da nun in Oberitalien auch die Entwicklung der Gruppen CL, GL zu einer palatalen Affrikata führt (*čaf* CLAVE, *ǧas* GLACIE oder ähnlich) und zumindest in der alpinen Zone diese Entwicklung mit der *Ent*palatalisierung von c, G^{A} ungefähr (stets im großen ganzen betrachtet!) zusammentrifft, kann es nicht überraschen, wenn die beiden entgegengesetzten Tendenzen vereinzelt in Kollision geraten sind. So erklärt sich die falsche Rückbildung *kama* 'chiama' (statt *čama*, cf. *čaf* CLAVE) im Gebiet nordwestlich

[1] J. Buchmann, *Il dialetto di Blenio*, p. 64.
[2] Grisch, *Surmeir*, p. 58, 124.
[3] Merlo, *loc. cit.* (cf. oben, p. 55, N 1).
[4] Michael, *Poschiavotal*, p. 3.
[5] Ascoli, *AGI 1*, 284, N 7; Salvioni, *St. Fil. Rom. 8*, 25 s.

des Gardasees (Val di Ledro, Val Bona, Bagolino)[1], vgl. *ka* CANE, *ke* CASA, aber noch *čül* CULU, *čör* COR in Bagolino (*AIS* P. 249). Eher wird die Seltenheit solcher falscher Regressionen überraschen. Sie erklärt sich ihrerseits dadurch, daß im einzelnen die beiden gegensätzlichen Strömungen weder chronologisch noch phonetisch genau zusammentrafen. Es gibt heute Gebiete, die *ča* bereits zu *ka* restituiert haben, aber noch an *kl* festhalten (z. B. Bormio und das untere Bergell), während andere (Ossola, Leventina usw.) umgekehrt neben bewahrtem *ča* (*če*) schon *č* an Stelle von *kl* aufweisen. Vor allem aber muß man sich vergegenwärtigen, daß hier in der Regel nicht eine schrittweise Entwicklung CL > *kj* > *č̆* > *č* stattgefunden hat, sondern das fertige Resultat *č* importiert und damit die Stufe *kj*, *č̆* einfach übersprungen wurde[2]; vgl. etwa veraltetes *klaf* neben modernem *čaf* in Poschiavo, *glaš* in Poschiavo neben *ǧaš* in Brusio (Michael 26s.), *gleč*, *gleira* in Bormio und Cepina neben *ǧač*, *ǧera* in Frontale und Sondalo (Merlo 1389), auch in Piazzola (*AIS* P. 310) *klaf* neben *čaf* (aber CANE > $^{k}\chi$*añ*, *χayn*, *čayn*): überall stoßen hier *kl*, *gl* und *č*, *ǧ* ohne phonetische Zwischenstufe direkt aufeinander. – Abgesehen davon scheint bei *kj*, *gj* (< CL, GL) von Anfang an eine energischere Palatalisierung eingetreten zu sein als bei C, G^{A} – *j* wirkt naturgemäß stärker palatalisierend als *a* oder *e!* –, so daß zum vornherein nicht mit einer totalen Kollision gerechnet werden darf (vgl. auch *kχeŋ* neben *čyev* in S. Fratello).

Was nun die Poebene anbelangt, so gewinnt man den Eindruck, die Zurückdrängung der Palatale *ča*, *ǧa*[3] sei im allgemeinen der Entwicklung von (CL, GL >) *kj*, *gj* zu *č̆*, *ǧ* und *č*, *ǧ* vorausgegangen (cf. auch p. 66). Aber man darf sich den Ablauf solcher Lautverschiebungen nicht zu rapid vorstellen: es kann Jahrhunderte dauern, bis sie sich in allen Schichten der Bevölkerung restlos durchsetzen[4]. In der Tat ist es, wenn ich recht sehe, auch außer-

[1] ETTMAYER, *RF 13*, 407.

[2] *č̆* in gewissen alpinen und präalpinen Mundarten kann aus *č* zurückgebildet sein, cf. KELLER, *VRom.* 7, 48 und N 2.

[3] *ča*, *ǧa* stets als Näherungswerte zu verstehen! Im einzelnen auch *ka*, *ča* bzw. *ke*, *če*, *čе* usw.

[4] Man denke an frz. *wa* (aus *we* < *oi*): in Paris seit dem 14. Jahr-

halb der alpinen Zone vereinzelt zu Überschneidungen gekommen: Der Name des Zisterzienserklosters *Chiaravalle* bei Mailand[1] (gegründet 1135, benannt nach der Abtei Clairvaux in Frankreich) erscheint im 12. Jahrhundert nicht selten in der Form *Caravalle*[2]. Da die Annahme einer Umdeutung nach CARUS (als treibender, primärer Ursache) ziemlich sinnlos ist, muß *Caravalle* wohl, genau wie das erwähnte *kama* 'chiama', als falsche Rückbildung interpretiert werden. Die Häufigkeit der Belege (bei Manaresi zählte ich von 1173 bis 1212 deren mindestens dreißig) und die Dauerhaftigkeit der «falschen» Form (sie lebte jedenfalls etwa ein halbes Jahrhundert und wurde sogar für würdig befunden, auf der Kirchenmauer verewigt zu werden) lassen auf eine wirkliche Regression, nicht nur auf umgekehrte Schreibung schließen. – Eine hyperkorrekte Schreibung (*Ca-* statt *Chia-* bzw. *Cla-*) dürfte dagegen in der Form *Cazium* (Anno 1170) für das heutige *Čas* = Chiasso bei Como vorliegen[3]. – Eine falsche Rückbildung eines andern Palatals, die bis heute fortbesteht, haben wir wohl in der Form *Gössánega* (< **Güssánega* = Guzzánica, Frazione von Stezzano bei Bergamo[4]) zu erblicken. 970 und 972 erscheint der Name als *Iusianica*, *Iussianica*, welches bis in die

hundert bezeugt, gilt es noch im 16. und 17. Jahrhundert als grober Vulgarismus, um erst mit der Revolution von 1789 salonfähig zu werden!

[1] In lateinischen Urkunden vorwiegend *Claravalle* (Ablativ) (seit 1144), *Cleravalle* (seit 1161) oder ähnlich, cf. MANARESI, *Atti del comune di Milano*, p. 594. Im Mailändischen des 12. Jahrhunderts war aber CL sicherlich bereits zu *kj*, *č* oder weiter fortgeschritten, cf. p. 67, N 2, und bes. p. 67, N 3.

[2] Oder ähnlich (*Caravale*, *Carevallis* Gen.). So 1173 (MANARESI, p. 122), 1178/1255, 1184, 1192, 1194 usw.; bisweilen beide Formen in der gleichen Urkunde (Nr. 142, A. 1184: 2mal *Clerevallis*, 10mal *Carevallis;* Nr. 318 von 1208: *abbatem de Caravalle* neben *abbas Cleravallis;* Nr. 339 von 1210 (p. 457): zuerst *monasterii de Caravalle*, dann *suprascripti monasterii de Cleravalle*). – Cf. auch OLIVIERI, *Diz. top. lomb.* 189.

[3] MANARESI, *op. cit.*, p. 104.55. Die Identifizierung ist nach dem Textzusammenhang völlig eindeutig. Andere urk. Formen: 1494 *Giasso*, 1591 *Classium*, *-ius*, *-io*.

[4] Cf. OLIVIERI, *Diz. top. lomb.* 269.

neueste Zeit in der Variante *Giössánga* (< **Giü-*) neben *Gössánega* fortlebt. Der Ersatz des Palatals durch den Guttural reicht auch hier ins Mittelalter zurück (cf. *Gusanica* 1294, *Gosanica* 1263) und steht wohl im Zusammenhang mit der Regression von *čüna*, *čüna* zu *küna* > *köna* (CUNA) oder *ǧüts*, *ǧüts* zu *gü*[*t*]*s* > *gö*[*t*]*s* (*ACUTIU) usw.[1].

Ob Fälle wie bergam. *pèken* (statt *péčen* PECTINE), *infinkés* (statt *-čés*), evtl. verzasch. *fak* FACTU (Substantiv) und valcannob. *šerk* CIRCULU ebenfalls hieher zu stellen sind, ist zweifelhaft[2]. Der Name *Capiaa* (< *Clapiate*, p. 67 s., N 3) kann auf Dissimilation beruhen[3]. Verdächtig, aber ganz unsicher sind altlombardische Graphien wie *aparegao*, *impaga* usw. (*AGI 12*, 382), altgenues. *caito* = *čaito* (cf. oben p. 66, N 2). – In mailändisch *brüsča* 'Wespennest, Wabe'[4] (< *BRISCA, cf. *REW* 1309) erscheint umgekehrt *-ča* statt *-ka*. Es ist wohl denkbar, daß dieses mehr dem ländlichen Bereich angehörende Wort sich der Regression *ča* → *ka* zunächst entzogen hätte (vgl. modernes *chian* in Busto Arsizio, kaum 30 km

[1] Die Erklärung OLIVIERIS ermangelt der Begründung. – Wegen CUNA > *čüna* cf. *AIS* K. 61, P. 249; *gü*[*t*]*s*, *gö*[*t*]*s* usw. K. 209; wegen *ü* > *ö* ROHLFS, *Hist. Gramm.* I, p. 106.

[2] Cf. SALVIONI, *R 39*, 448 s. und *41*, 385 (auch KELLER, *Beiträge*, *RH 3*, 139). Immerhin ist die Erklärung SALVIONIS (CT > *jt* > **kj*, dann **kji* > *ki*) in diesen Fällen ziemlich problematisch, da sie auf dem Wege von CT > *jt* zu *č* eine schwer zu rechtfertigende Zwischenstufe **kj* (= *k* + *j*, nicht *č*!) voraussetzt (Schreibungen wie *-cchie* usw. sind aber wohl nicht als *k* + *j*(*e*), sondern als graphischer Ausdruck des einheitlichen Lautes *č* zu werten). – Wo es sich hingegen um altes CL, GL vor *i* handelt, dürfte SALVIONIS Deutung (*kji*, *gji* > *ki*, *gi*, bevor *k*, *g* durch das *-j-* palatalisiert wurde) ohne weiteres zutreffen, also auch für die Namen *Ghisalba*, *Ghisiolo*, *Gisazio*/*Ghesazio* (OLIVIERI 269, 271).

[3] Durch Dissimilation erklären sich auch: der Ortsname *Castégiu* (= Casteggio bei Voghera, 1164 *Clastegio* usw., OLIVIERI, p. 172), genues. *gandüǧa* G(L)ANDUC'LA (vgl. *kavíǧa* = it. *cavicchia*) und vermutlich lomb. *gandúla*, *gandóla*, *gandőla* (mit weiteren Spielformen, cf. *AIS* K. 1281 'nocciolo' und Wörterbücher; *REW*, p. 948 und Nr. 3775 ist zu korrigieren: *gandöl*, nicht *ǧandöl!* Der gutturale Anlaut könnte hier auch der Einmischung eines andern Wortes zuzuschreiben sein, vgl. *garola*, *garőla* 'nocciolo' im Veltlin usw.).

[4] BIONDELLI, p. 62, CHERUBINI (Giunte, p. 34), BANFI, s. v.

von Mailand), um sich dann der Entwicklung von CL (*kj* > *č* > *č*) anzuschließen – also eine Kollision mit umgekehrtem Resultat wie bei *Caravalle*[1] (vgl. hier auch genues. *ciantê* usw., p. 55/56). – Je weiter die Regression zurückliegt, um so geringer werden natürlich die Aussichten, daß eventuelle falsche Rückbildungen wie *kama* 'chiama' – die den Vorteil relativer Eindeutigkeit besitzen – der Korrektur und der Nivellierung durch Nachbardialekte und Schriftsprache bis heute zu entgehen vermochten. Immerhin würde eine systematische Durchmusterung des Wort- und Namenschatzes (vor allem urkundlicher Formen) wohl weitere Spuren zutage fördern.

Während nun die Zurückdrängung der Palatale in verschiedenen Phasen auch chronologisch einigermaßen erfaßbar ist (...19./20. Jahrhundert im Bleniotal, in der Verzasca usw., ...19. Jahrhundert im Perginese östlich von Trient[2], ...12. Jahrhundert in Mailand?[3]), verschwindet der ältere Vorgang der Palatalisierung selbst, was die Poebene anbelangt, vollkommen im Dunkel des ersten Jahrtausends und ist weder nach seiner Intensität noch nach den Etappen seiner Ausbreitung näher zu bestimmen. Wir sind daher schlecht gerüstet, um an die eigentliche Hauptfrage heranzutreten: das **Verhältnis der oberitalienischen zur französischen Palatalisierung.** Bartoli hat wiederholt[4] – ohne Beweis – die Ansicht geäußert, der Lautwandel habe seinen Ursprung im transalpinen Gallien und sei von dort aus nach Südosten vorgedrungen. Diesen Gedanken hat Gerola[5] aufgenommen und genauer entwickelt. Auch E. Bourciez und W. v. Wartburg sind (allerdings nur im Hinblick auf das alpine Gebiet) stillschweigend von der gleichen Annahme ausgegangen. Wo Frankreich und Oberitalien gemeinsame sprachliche Neuerungen aufweisen, ist man zum vornherein stets geneigt, ihren Ursprung

[1] Vielleicht erhalten auch einige weitere Formen, die SALVIONI (*ZRPh. 22*, 476 und *R 39*, 433, N 1) durch Einschub von *-l-* erklärte, von dieser Seite her eine neue Begründung.

[2] BATTISTI, *Popoli e lingue* 152.

[3] Alle diese Zeitbestimmungen dürfen nicht zu eng ausgelegt werden, cf. p. 70 (N 4).

[4] *Miscell. Hortis* II, 906, *Giorn. stor. 69*, 389 usw.

[5] *Correnti linguistiche*, *AAA 34*, 205.

in Frankreich zu suchen. Frankreich ist ja in der Tat ein äußerst aktives Innovationszentrum; aber das ist wohl nicht der einzige Grund. Das Französische und seine Geschichte sind auch sehr viel besser bekannt als die Mundarten Oberitaliens, und es ist eine allgemein menschliche Tendenz, das zuerst und besser Bekannte als das Primäre anzusehen, das heißt die Chronologie der subjektiven Erfahrung zur objektiv-historischen zu machen. Oberitalien, das keine eigene Schriftsprache von dauernder Bedeutung hervorgebracht hat, wird in der Regel als ein sprachliches Anhängsel Frankreichs oder des peninsulären Italien betrachtet – gewiß nicht immer zu Unrecht, aber man darf dabei nicht übersehen, daß die Poebene selbst ein wichtiges Innovationsgebiet ist, innerhalb Italiens wohl das bei weitem aktivste. Im Lexikologischen z. B. erscheint sie als ein großes Zentrum, das seine zahlreichen Neuerungen (nicht nur «Gallizismen») stufenweise gegen die Randzonen und Mittelitalien vortreibt[1]. Auch andere Merkmale, die vor allem aus der Schriftsprache bekannt sind, brauchen nicht erst von Mittelitalien her nach Norden gelangt zu sein. So ist offenbar ein Teil Oberitaliens in der Palatalisierung des L nach Konsonant den südlicheren Gebieten viel eher vorangegangen als nachgefolgt, denn schon im 10. Jahrhundert war die Stufe *kj* < CL und im 11./12. Jahrhundert bereits zum Teil *č*, *ǧ* erreicht (p. 67, N 3), während der älteste sichere Beleg aus dem peninsulären Italien (*conoclea*, 10. Jahrhundert[2]) erst die Stufe *kl̥* erkennen läßt[3].

[1] Cf. *VRom. 11*, 330, N 1. – Auch eine so charakteristische Bedeutungsentwicklung wie CAPTIVUS > 'böse' scheint von Oberitalien ausgegangen zu sein, cf. PH. HAERLE, *Captivus*, *RH 55*, 46.

[2] *CGL* V, p. 565, 57 (nicht p. 365: *Gröbers Grundr.* I², p. 475, und *Glotta 5*, 250).

[3] Die anscheinende Bewahrung des *l* nach Konsonant in altoberitalienischen Texten ist weitgehend trügerisch (cf. MEYER-LÜBKE, *Abh. Sächs. Ak. 86*, *2*, p. 46), d. h. eine graphische Tradition, die durch den Gebrauch des Provenzalischen und Französischen als Schriftsprachen mitbedingt sein kann. Übrigens war die Schreibung *cl*, *pl* usw. auch in Mittel- und Süditalien noch weit verbreitet: S. Francesco, *Ritmo Laurenziano*, *Ritmo di S. Alessio*, *Ritmo Cassinese*, altneap. *Regimen Sanitatis*, Stefano Protonotaro usw., cf. z. B. (außer MONACI) DIONISOTTI-GRAYSON, *Early Italian*

Nicht anders verhält es sich grundsätzlich mit den galloitalisch-französischen Gemeinsamkeiten: sie können, aber sie müssen nicht von außen in die Poebene eingedrungen sein. Ein Teil dieser gemeinsamen Merkmale geht möglicherweise auf gallisches Substrat zurück, welches auch in der Gallia cisalpina wirksam war. Doch können beide Gebiete auch ohne diese Voraussetzung, unabhängig voneinander, aus einer ähnlichen frühromanischen Grundlage heraus gleiche oder ähnliche Züge entwickelt haben. An der Ausbildung jener Grundlage aber kann Norditalien sehr wohl aktiv beteiligt gewesen sein, hatte es doch im späteren Altertum innerhalb des westlichen römischen Reiches eine zentrale Stellung inne (vorab Mailand, nach Rom die bedeutendste Stadt des Westens, von 292 bis anfangs des 5. Jahrhunderts Hauptstadt der einen Reichshälfte). Wenn später Frankreich die meisten Merkmale schärfer ausprägt, so beweist das noch nicht ihren französischen Ursprung, denn in der Poebene hat der engere Kontakt mit der benachbarten Appenninenhalbinsel zweifellos schon immer bremsend gewirkt oder gar Rückbildungen veranlaßt. Übrigens ist auch das umgekehrte Verhältnis nicht allzu selten: daß Oberitalien eine gemeinsame Entwicklung konsequenter durchführt als Frankreich; so etwa, wenn nicht nur C, sondern auch G- vor E, I in die *s*-Reihe übertritt (galloit.-ven. *dz*, *z* gegenüber frz. *ǧ*, *ž*) oder wenn die meisten oberitalienischen Mundarten in der Setzung unbetonter Personalpronomina bedeutend weiter gehen als das Französische, und zwar schon im Mittelalter[1]. Auch später sind noch auffallende Parallelentwicklungen zwischen Frankreich (vor allem Nordfrankreich) und Oberitalien festzustellen, ohne daß direkte Beeinflussung vorzuliegen braucht (vgl. z. B. den Ersatz des alten Perfekts durch eine periphrastische Zeitform, eine Bewegung, an der mutatis mutandis auch das Süddeutsche teil-

Texts, p. 36, 40, 42, 48–75 pass. usw. – Wie in einzelnen Gebieten Oberitaliens, so bleiben auch in Mittel- und Süditalien die *l*-Gruppen strichweise länger bewahrt (Abruzzen, Kalabrien, ROHLFS I, p. 300).

[1] Vgl. z. B.: «Guardame madre ch'*el* no me suçenda lo fogo iniquo (das Höllenfeuer)» im *Laudario dei Battuti di Modena*, *ZRPh.Bh. 20*, Nr. XLIII, 36.

nimmt). Offenbar handelt es sich dabei um Entwicklungen, die einer ähnlichen Grundlage oder Anschauungsweise entspringen, im übrigen aber autochthon sein können.

Was nun die Palatalisierung von C, G vor A (und sekundären Palatalvokalen) anbelangt, so erklärt sie sich am natürlichsten als eine Neuauflage der älteren, fast gemeinromanischen Palatalisierung vor E, I. (Germanischer Einfluß[1] ist dabei weder notwendig noch wahrscheinlich.) Dieses Wiederaufleben einer stets latent vorhandenen Artikulationsneigung kann in Oberitalien sehr wohl autochthon sein[2]; es ist möglich, daß in dieser Hinsicht überhaupt keine direkte Beziehung mit Frankreich bestanden hat. Gewisse auffällige Eigentümlichkeiten der oberitalienisch-rätoromanischen gegenüber der französischen Palatalisierung (oben p. 56 s.) könnten in diesem Sinne ausgelegt werden.

Sollte trotzdem ein kausaler Zusammenhang bestehen, so ist es sehr fraglich, ob Frankreich ohne weiteres als Ausgangspunkt des Lautwandels betrachtet werden darf, denn 1. ist die oberitalienisch-rätoromanische Palatalisierung feiner differenziert als die französische, insofern als sie ursprünglich an die Tonsilbe gebunden ist. Wohl ist diese Bedingtheit in den meisten Mundarten längst verwischt oder völlig aufgehoben, aber in Frankreich ist

[1] BARTOLI hat an germanische Adstrat- und Superstratwirkungen gedacht, leider ohne seine Ansicht zu begründen, cf. GEROLA, *AAA 34*, 205. Die Idee an sich ist übrigens nicht neu, hat doch schon DIEZ, zum Teil auf Grund irriger Interpretation der Graphie *ch*, diese Möglichkeit in Erwägung gezogen (*Gr. rom. Spr.*, 1. Aufl., 1836, p. 195), um sie aber später (5. Aufl., I, 204) mit guten Gründen wieder zu verwerfen. Das Germanische scheint im Gegenteil die Palatalisierung zu verhindern, cf. v. WARTBURG, *Ausgliederung*², p. 53, 57 ss.

[2] Um so mehr als auch hier die Tendenz zur Palatalisierung des A endemisch war. Es ist allerdings zweifelhaft, ob überhaupt ein unmittelbarer Kausalzusammenhang zwischen der Verschiebung *a* > *e* und der Palatalisierung von C, G vor A besteht, da z. B. im Französischen (und erst recht im Frankoprovenzalischen) C, G vor unverändertem A genau gleich palatalisiert wurde wie vor (*i*)*e* (*char*, *champ*, *château* usw.). – Sicher ist hingegen, daß umgekehrt die Palatalisierung des A zum Teil erst durch vorausgehenden Palatalkonsonanten ausgelöst wurde (Frkprov., Rät., Galloit.; Frz.?).

von allem Anfang an nichts davon zu bemerken[1]. Nun ist es natürlicher anzunehmen, die bedingte galloitalische Palatalisierung sei bei der Verschleppung nach Frankreich ihrer feineren Abstufungen verlustig gegangen, als umgekehrt, die unbedingte französische Palatalverschiebung sei in Oberitalien nachträglich mit gewissen Restriktionen ausgestattet worden. Auch innerhalb von Oberitalien-Rätien führt der Weg durchaus von der bedingten zur verallgemeinerten Palatalisierung und nicht umgekehrt. – 2. In Oberitalien (-Rätien) eignet die Palatalisierung vor allem den archaischen Randzonen, während sie in Frankreich gerade dem konservativeren Süden im allgemeinen abgeht. Der Lautwandel hat also in Oberitalien relativ altertümlicheren Charakter als in Frankreich (wenn es erlaubt ist, diese beiden Gebiete einander als Einheiten gegenüberzustellen). – 3. Das Frankoprovenzalische nimmt an der Palatalisierung in gleichem Ausmaße teil wie Nordfrankreich. Auf Grund von sprachgeographischen Erwägungen ist daher die nicht ganz unbegründete Vermutung geäußert worden (Brunot-Bruneau, *Précis*[3], p. 47), der Lautwandel sein von Lyon ausgegangen. In dieser Ausstrahlung von Südosten her könnte ein Hinweis auf oberitalienische Herkunft enthalten sein (Lyon war unter den großen französischen Städten seit dem Altertum wohl die wichtigste Vermittlerin italienischen Einflusses).

Indessen können wir uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß keines dieser Argumente zwingend ist und daß schließlich alles, was die Geschichte der Palatalisierung im Altertum und Frühmittelalter betrifft – sei es die Ausbreitung von der Poebene nach Frankreich oder umgekehrt –, Hypothese ist und vermutlich Hypothese bleiben wird. Es ist jedenfalls vorsichtiger, höchstens von einer gemeinsamen frühromanischen Grundlage zu sprechen, ohne den Herd der Erscheinung genauer zu lokalisieren. Einigermaßen sicher ist nur die Zurückdrängung der Palatale in Oberitalien, ihre fast völlige Auslöschung in der Poebene (viel-

[1] Vgl. z. B. die ältesten «Belege» *Charisago*, *Chaciaco* (7. Jh., Meyer-Lübke, *Frz. Gr.*, § 164), die zwar unsicher sind, weil die Schreibung *ch* in so früher Zeit auch in Frankreich nichts bedeuten muß.

leicht eine Folge norditalienisch-mittelitalienischer Beziehungen, vielleicht auch bloß eine städtische Reaktion gegen eine als grob empfundene Aussprachegewohnheit[1]). Nicht zu bezweifeln ist vor allem der engere Zusammenhang zwischen der oberitalienischen und der rätoromanischen Palatalisierung, eine Tatsache, die wohl keine andere Deutung zuläßt, als daß der Lautwandel einst von der Poebene nach den alpinen Randgebieten ausstrahlte.

Derartige Zusammenhänge zwischen Oberitalien und seinen nördlichen Randgebieten sind stets der Gefahr einer Mißdeutung ausgesetzt. Sie sprechen scheinbar für jene «Italianität» des Rätoromanischen, deren Nachweis einigen Forschern so sehr am Herzen liegt, während andere sie ebenso energisch bestreiten. Ich glaube, gerade in unserem Fall muß es gelingen, das Problem an der Wurzel zu fassen: Darf denn die Palatalisierung von C und G vor A ohne weiteres als «italienisches» Sprachmerkmal gewertet werden, weil sie auch in Oberitalien vorkommt? – Es ist offenbar unmöglich, die Stellung des Rätoromanischen richtig zu erfassen, wenn nicht vorerst die **sprachliche Situation Oberitaliens** vorurteilslos geprüft wird, ohne Rücksicht auf außer-linguistische Gesichtspunkte.

G. I. Ascoli – er bleibt hier, dank der Klarheit und Unbestechlichkeit seines Urteils, der zuverlässigste Führer – hat in seiner «Italia dialettale» (*AGI 8*, 103) die galloitalischen Mundarten auf die gleiche Stufe wie das Sardische gestellt, als «dialetti che si distaccano dal sistema italiano vero e proprio». Damit hat er sicherlich klarer gesehen als die meisten seiner Nachfolger, welche die wissenschaftliche Exaktheit der Tradition oder andern Rücksichten zum Opfer bringen, indem sie das Galloitalische kurzerhand den italienischen Mundarten zugesellen[2]. Wohl han-

[1] Man wird den Verdacht nicht los, die Tendenz zur Palatalisierung sei in der Poebene von Anfang an durch Gegenkräfte in Schach gehalten worden, so daß sie erst in den nördlichen Randgebieten voll zum Durchbruch kam. Auch das würde übrigens schlecht zu einem aus Frankreich eingeführten Gallizismus passen.

[2] Als Mundarten, die in Italien gesprochen werden und der italienischen Schriftsprache unterstellt sind (immerhin gilt dies auch vom Sardischen). Will man darauf beharren, diese Mundarten als italienisch zu bezeichnen, so sollte man sich zum mindesten bewußt

delt es sich in erster Linie um eine Frage der Terminologie; aber Namen – das zeigt auch unser Beispiel – sind oft mehr als Schall und Rauch; und es ist im Grunde nicht gerechtfertigt, unter den Begriff «italienisch» (immer im linguistischen Sinne!) ohne weiteres Mundarten zu subsumieren, die nach ihrem ganzen Habitus so kräftig vom «italiano vero e proprio» (Schriftsprache, Mundarten der Halbinsel) abstechen wie das Galloitalische, weit stärker als etwa das Provenzalische vom Französischen. Diese ausgeprägte Verschiedenheit beruht auf einem uralten Gegensatz, der teilweise schon im keltischen Substrat der Gallia cisalpina begründet sein kann. In neuerer Zeit hat besonders W. v. Wartburg überzeugend dargelegt, daß Oberitalien ursprünglich durchaus der westlichen, nicht wie Mittel- und Süditalien der östlichen Romania angehörte[1]. Die alt-westromanische Grundlage ist zwar heute zum Teil verwischt oder durch sekundäre Einströmungen aus Mittelitalien überdeckt; aber sie schimmert noch sehr deutlich durch und tritt oft ganz unverfälscht zutage, am häufigsten in den Randmundarten: je mehr wir uns der Peripherie nähern, um so schwächer wird die italienische Überschichtung. Im Rätoromanischen treten uns schließlich Mundarten entgegen, die – was die grundlegenden Sprachzüge betrifft[2] – von solchen Überlagerungen nahezu frei sind und in der echtesten Form noch heute einen rein westromanischen[3] Typus (eigener Prägung) darstellen. Jene Merkmale, die das Rätoromanische mit oberitalienischen (Rand-)Gebieten teilt (z. B. *ča ǧa, pl bl kl* usw., einst auch *-s*), gehören fast ausnahmslos dem gemeinsamen westromanischen Grundstock an, der ja gerade den *un*italienischen Charakter all

sein, daß dies aus praktischen Gründen geschieht und streng wisschenschaftlich unhaltbar ist. Dann wird man dagegen gefeit sein, auf Grund eines Namens, der mehr oder weniger fehl am Platz ist, die Grenzen des Zulässigen völlig zu überschreiten und weitere Annexionen vorzunehmen.

[1] Z. B. *Ausgliederung*², 26ss., *Entstehung der romanischen Völker*, 58s.

[2] Nur im Wortschatz als dem mobilsten und oberflächlichsten Teil der Sprache ist, wie es nicht anders sein kann, der lombardisch-venezianische und italienische Einfluß stärker spürbar.

[3] «Westromanisch» im Sinne v. Wartburgs.

dieser Mundarten ausmacht. Es ist daher vollkommen sinnwidrig, durch derartige Gemeinsamkeiten die linguistische *Italianität* des Rätoromanischen beweisen zu wollen[1]. Nach dieser Methode wäre es ein leichtes, auch die Italianität des Französischen zu beweisen, da es doch so viele wichtige Sprachmerkmale mit Oberitalien gemeinsam hat.

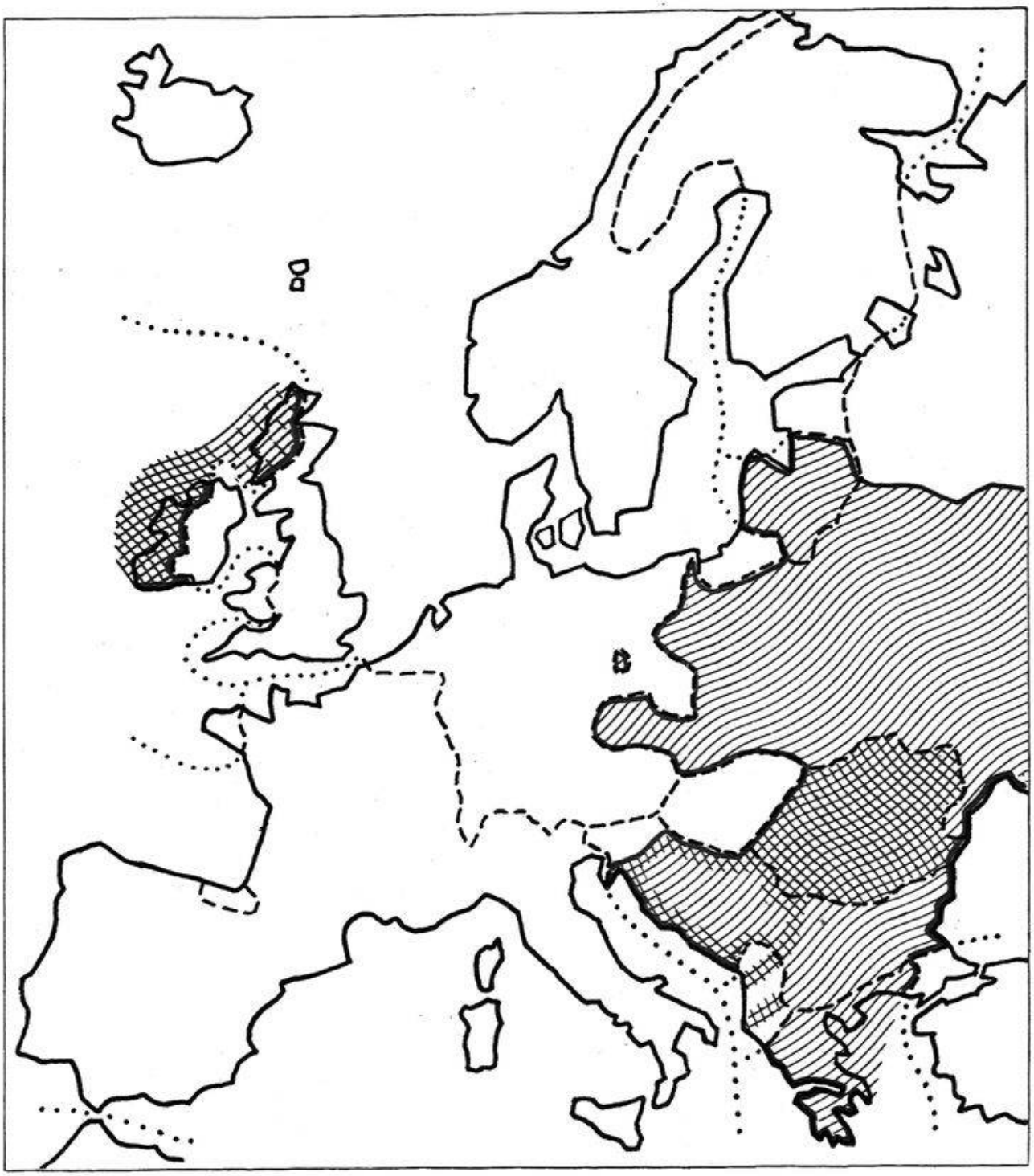
Geht man also der Sache auf den Grund, so ist die Palatalisierung von C, G^A, auch wenn sie von der Poebene her in die rätischen Alpen gelangt ist, durchaus kein Anzeichen für «Italianität» des Rätoromanischen. Sie zeugt im Gegenteil für die nicht-«italienische» Grundlage der Mundarten Oberitaliens (im Sinne Ascolis), ihre Selbständigkeit gegenüber der Halbinsel und einstmals stärkere Verbundenheit mit Rätien und Frankreich (im Sinne v. Wartburgs). Ferner läßt diese spezifisch nordromanische Lautentwicklung (wie andere Merkmale[2]) erkennen, daß die alten sprachlichen Zusammenhänge Oberitalien enger mit dem nördlichen als mit dem südlichen Frankreich verknüpfen – eine wenig beachtete, aber merkwürdige und für den inneren Aufbau der Romania bedeutsame Tatsache.

Zürich *Heinrich Schmid*

---

[1] Wobei man erst noch übersieht, daß wir uns, vom Lombardisch-Venezianischen zum Rätoromanischen übergehend, nochmals um einen tüchtigen Schritt weiter vom Italienischen entfernen, denn wesentliche rätoromanische (besonders bündnerromanische) Merkmale sind Oberitalien durchaus fremd (und umgekehrt). Man vergleiche hier z. B. JABERG, *RH 6*, 25ss., und *Mél. Bally*, p. 283ss.

[2] Vgl. z. B. auch -P- > *v* (galloit.-ven. *saveir*, *saver* = frz. *savoir* gegenüber prov. *b: saber*), Diphthongierung von Ē, Ō > *ei*, *ou* [> *e*, *o* usw.], zum Teil auch A > *e;* oblique Formen an Stelle von betontem EGO, TU (*mi*, *ti*, frz. *moi*, *toi*, gegenüber neuprov. *iéu*, *tu*); obligatorische Setzung der unbetonten Subjektspronomina; Perfekt ersetzt durch Periphrase; usw.

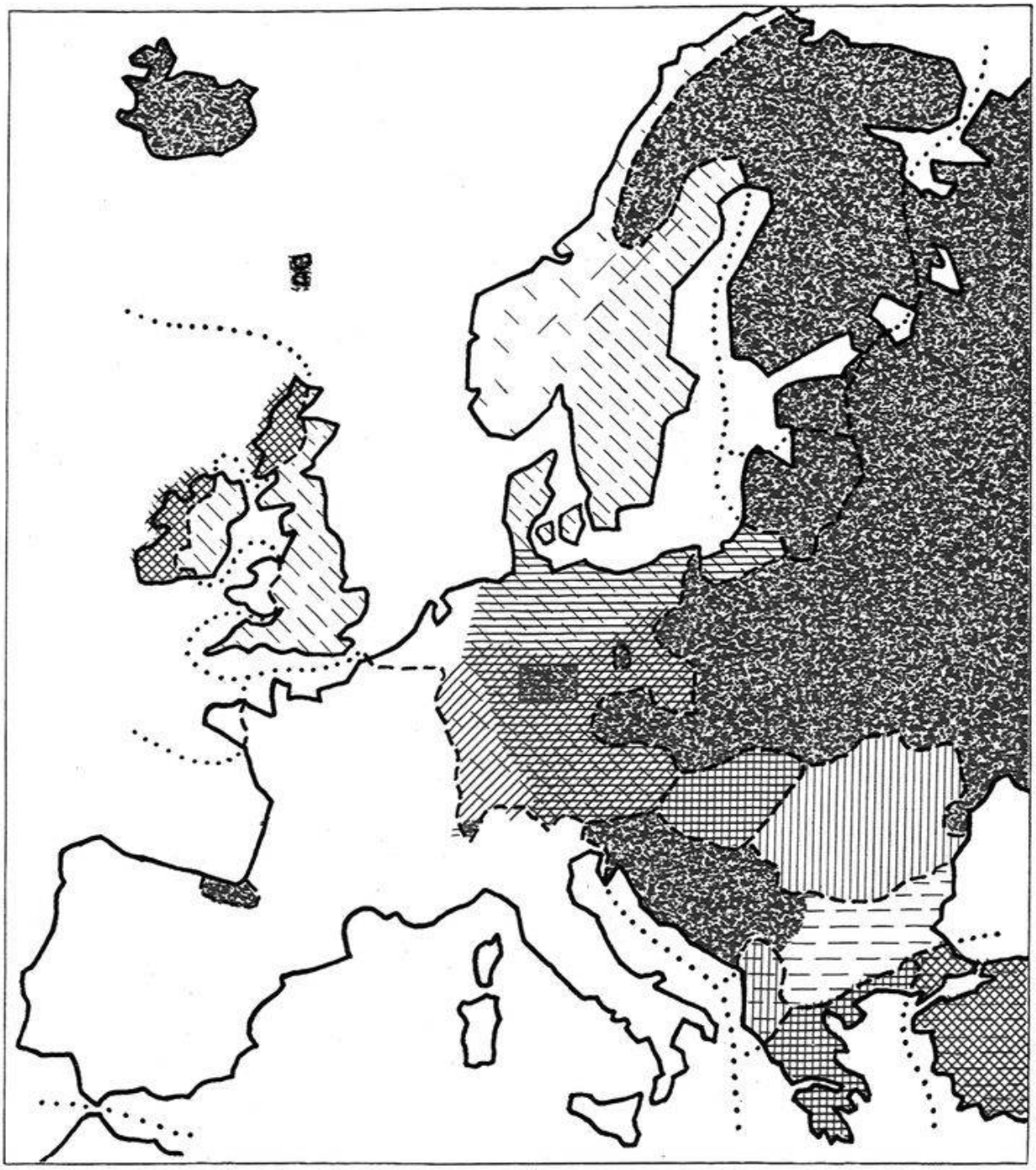


Karte 1: Verbreitung des Vokativs

Haupt-Sprachgrenzen

Vokativ Singular

Vokativ Singular und Plural



Karte 2: Durch Endungen (oder Suffixe) bezeichnete Nominalkasus Akkusativ, Dativ und Genetiv

(cf. p. 26 N 1)

Haupt-Sprachgrenzen

Akkusativ (p. 27 N 1)

Dativ

Genetiv

Genetiv-Dativ (eine gemeinsame Form)

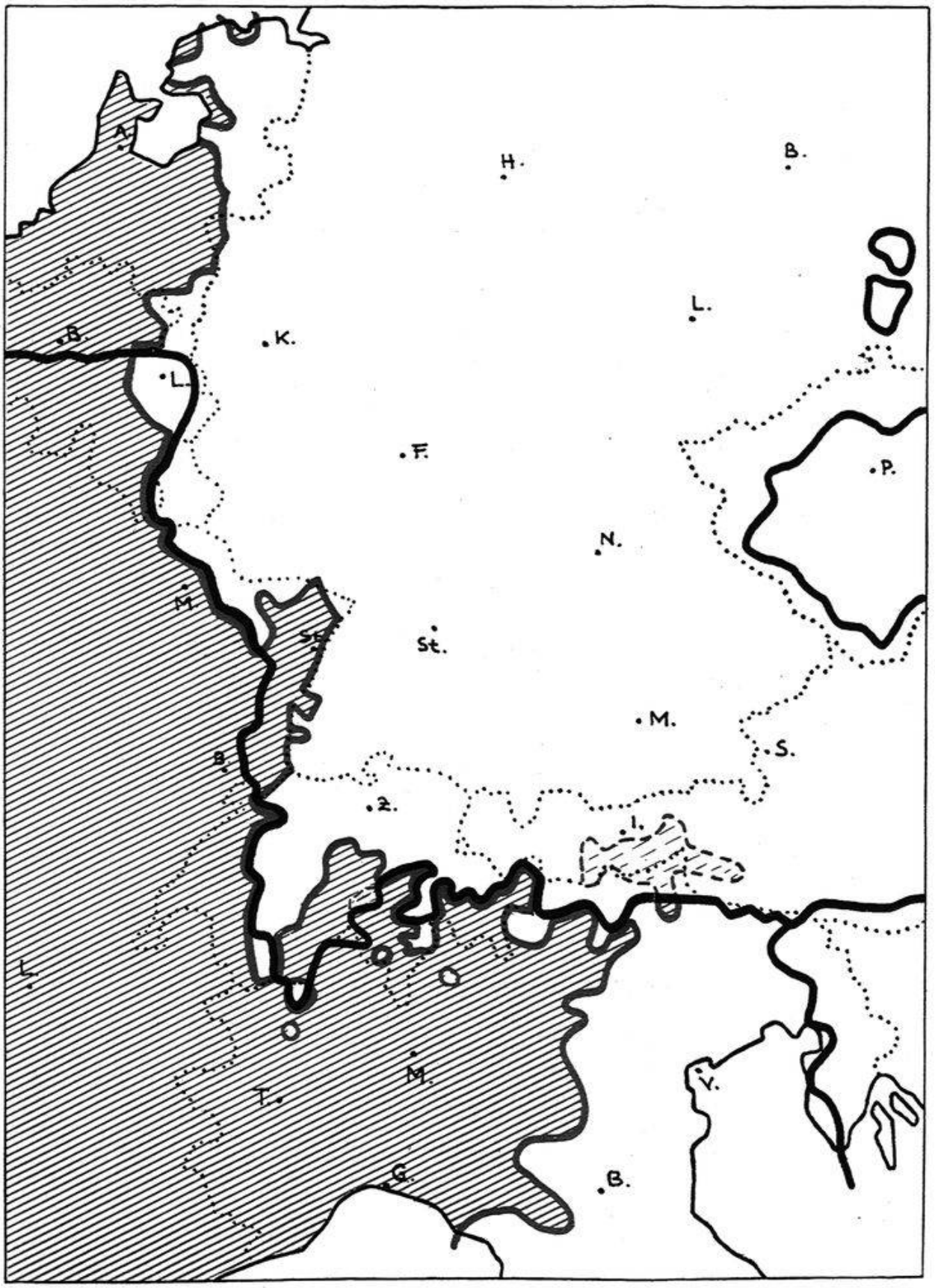
Genetiv und Dativ

Akkusativ und Genetiv-Dativ

usw.

Akkusativ, Dativ und Genetiv

kasuslose Einheitsform



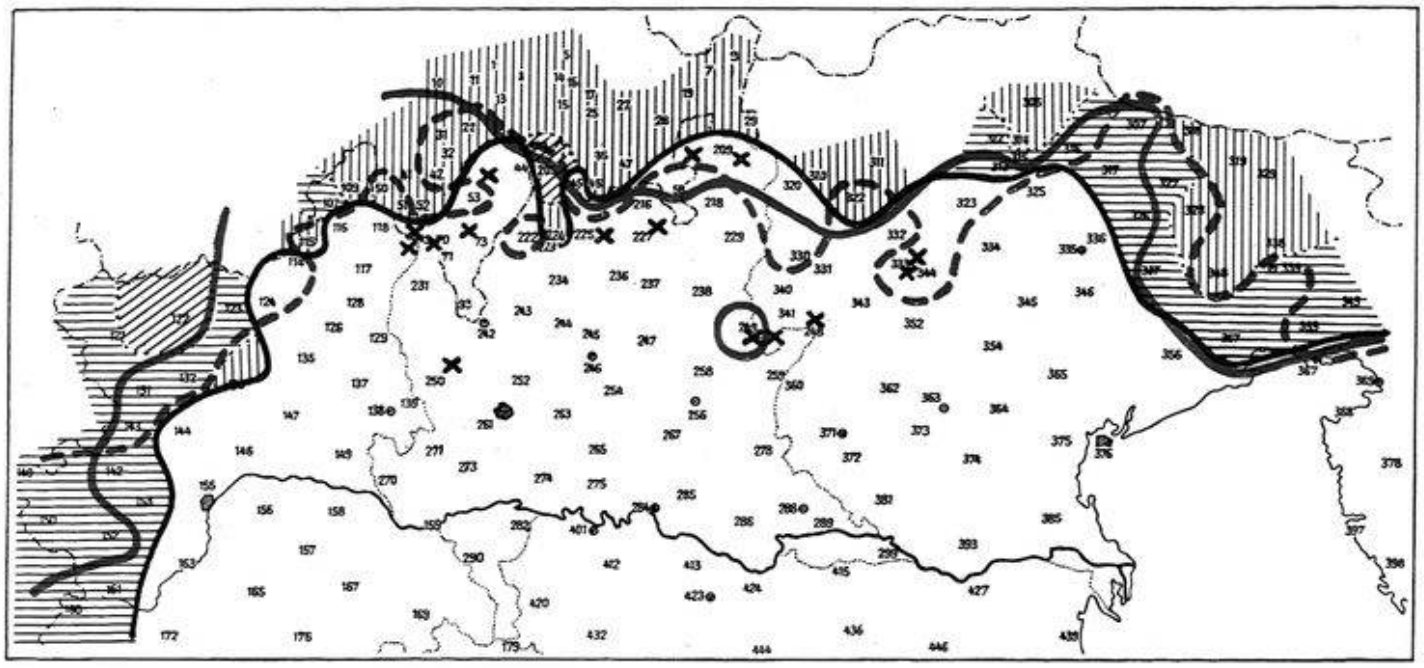
Karte 5: *u* > *ü* im romanisch-germanischen Grenzgebiet

(nach Kloeke-Frings, *ALWall.*, *ALF*, *DSA*, Bohnenberger, Clauss, Schatz, Sganzini, *AIS*)

Haupt-Sprachgrenzen

Politische Grenzen

u > *ü* (*ui*, *i* [*u̇*] usw.)



Karte 6: C- vor Á, PL-, -C^E-

Äußerste Palatalisierungsgrenze bei C- vor Á nach *AIS* K. 273, 395, 745, 842, 948, 993, 1079, 1097, 1098, 1223, 1416, 1493

× Palatalisierung (im 19./20. Jh.) nach andern Quellen

$c^A > \check{c}$ (*ky*, *kχ* usw.)

$c^A > \check{c}$

$c^A > ts$, *tsy*

} nach *AIS* K. 1097 (cane)

pl / *py* < PL nach *AIS* K. 1104 (*pia*cerebbe)

ž / *z* < c^E nach *AIS* K. 1104 (piacerebbe)